

МОСКОВСКАЯ НЕМЕЦКАЯ ГАЗЕТА

Moskauer Deutsche Zeitung

www.mdz-moskau.eu



Zehn Jahre MDZ



Десять лет МДЗ

МОСКОВСКАЯ НЕМЕЦКАЯ ГАЗЕТА
Moskauer Deutsche Zeitung
TÄGLICHE ZEITUNG FÜR POLNEN

ABGESTIMMT:
Warum die Opposition bei den Wahlen in Weißrussland keine Chance hatte.

FREISPRUCH FÜR DEN ZAREN

Von Dietmar Neutz
Am Anfang Oktober hat der Oberste Gerichtshof der Russischen Föderation den letzten russischen Zaren Nikolaus II. und seine Familie, die im Juli 1918 ermordet wurden, förmlich rehabilitiert, ihre „Bestrafung“ für grundlos erklärt und sie damit als unschuldige Opfer politischer Gewalt anerkannt. Noch im vorigen Jahr hatte derselbe Gerichtshof eine Rehabilitierung mit der Begründung abgelehnt, die Zarenfamilie sei niemals verurteilt worden. Der nun gefällte Urteilspruch steht für eine Anerkennung des Verbrechens in seinem geschichtlichen Kontext. Die Mörder handelten weder aus persönlichen kriminellen Beweggründen noch aus Eigenmächtigkeit, sondern auf Befehl der obersten Führung – und diesem Befehl lag ein politisches Motiv zugrunde. Es ging dabei nicht um Vergeltung oder Strafe, wie der jetzige Urteilspruch suggerieren könnte, sondern um Prophylaxe: Das Weiterleben der Zarenfamilie stellte in den Augen der bolschewistischen Führer eine potenzielle Gefahr dar. Zu einem Zeitpunkt, als die Macht der Bolschewiki prekär war, fürchtete Lenin, der in Jekaterinburg inhaftierte Zar Nikolaus II. könne der feindlichen Weißen Armee in die Hände fallen und von ihnen als Integrationsfigur genutzt werden.

Das Dilemma des Liberalismus
Die Vertreter der russischen Opposition schwanken zwischen Konfrontation und Kooperation

Die liberalen oppositionellen Parteien haben in Russland seit dem Sieg von Jedinaja Rossija einen schweren Stand. Bei den letzten Dumawahlen konnte keine von ihnen auch nur einen Sitz in der Duma gewinnen. In der jüngsten Streikaktion auf sich auf dem russischen Arbeitsmarkt, Experten sprechen von einem „Krieg der Kassen“. Nun herrscht im oppositionellen Lager eine gewisse Uneinigkeit über die weiteren Vorgehen: Die einen wollen sich weiter auf Konfrontationskurs geben. Von Hannah Beitzer
Der „Loyalist“ eine nicht hinauszugetragene Einschränkung. Wenn eine Opposition unter Beteiligung der Regierung formiert und von dieser kontrolliert wird, dann hat sich die Frage nach ihrer Unabhängigkeit und ihrer politischen Haltung für mich gestellt“, sagte er in einem Interview mit der Online-Zeitung „Pravda“.
Belycha Fjodorowitsch von der Partei „Prawoje Delo“ (Rechtliche Sache) und der Partei „Sila“ (Kraft) von Michail

Vaterland als Botschaft
Auf russischen Theaterschritten ist die „Waldzeit“ schon seit längerem präsent, wie hier bei der Inszenierung der Oper „Jungfrau“ im Sankt-Petersburg. Jetzt hat es auch offiziell revidiert werden. Denn der legendäre russische Komponist, der die Oper komponierte, wird demnächst umgedenkelt über die russische Theaterwelt verlegt.

es aber keine Beziehungen daraus eine Partei zu bilden, sagte Belych der Interaktion gesteuert. Die dafür nötige Regierung sei mit dem Zusammenbau mit anderen Wahlen möglich. Dafür möchte Michail Corbinichow sprechen mit dem Milliardär Alexander L. gründet. Die federführende Partei des im Westen bekannten Politikers war in der russischen Politik. Der Dilemma schließt sich ein schulisches Hohen. Die Partei ist ein eigenes thematisches Thema.

„Ich bin ein russischer Bürger“, sagte er unter anderem. Michail Kasparow, der russische Schachweltmeister, wurde von Garri Kasparow und Boris Spasskiy angeführt.
demokratischen Wertes in Russland haben“

Bilmbauern des kleinen Mannes
...liegen dem...



московская немецкая газета

Moskauer Deutsche Zeitung

www.mdz-moskau.eu

- * **зweiwöchentliche Zeitung für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in Russland und Deutschland**
- * **16 Seiten auf Deutsch, 8 Seiten auf Russisch**
- * **kostenlos an zahlreichen Vertriebsorten in Moskau erhältlich, Aboversand per Post**
- * **wendet sich an Deutsche, die in Russland leben, arbeiten, studieren, Urlaub machen, aber auch an Russlanddeutsche und Russen**
- * **erscheint seit 1998**
- * **herausgegeben von der „Martens. Verlag & Consulting“ AG**
- * **unterstützt vom Institut für Auslandsbeziehungen e.V. in Stuttgart (ifa) aus Mitteln des Auswärtigen Amtes**
- * **Bezug der Zeitung durch deutsche Kulturzentren in Russland und der GUS wird vom deutschen Innenministerium getragen**
- * **Internetadresse www.mdz-moskau.eu**

- * **двухнедельная газета о политике, экономике и обществе России и Германии**
- * **16 полос на немецком языке, 8 полос на русском языке**
- * **бесплатно распространяется по Москве, есть возможность получения газеты по подписке**
- * **целевой группой являются немцы, проживающие или отдыхающие в России, а также россияне, интересующиеся немецким языком и культурой**
- * **выходит с 1998 года**
- * **издается ЗАО „Мартенс. Издательство и консалтинг“**
- * **поддержка из средств Министерства иностранных дел Германии оказывается Институтом международных связей (ifa) в Штутгарте**
- * **Министерство внутренних дел Германии финансирует подписку на газету для центров немецкой культуры России и других стран СНГ**
- * **адрес газеты в интернете: www.mdz-moskau.eu**

MOSKAUER DEUTSCHE ZEITUNG

Московская Немецкая Газета

www.mdz-moskau.eu



Außer Konkurrenz

Ein einzigartiges Medienprojekt feiert 10. Geburtstag

Вне конкуренции

Уникальный медиапроект отмечает 10-летие



1998 war ein schwieriges Jahr für Russland, der Höhepunkt der Wirtschaftskrise. Genau in diese Zeit fiel die Neugründung der Moskauer Deutschen Zeitung, 84 Jahre nach ihrer Schließung zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Ein Lichtstrahl für uns, die wir diese Idee in die Tat umsetzten.

Wer oder was verlangte nach eine deutschen Zeitung in Moskau? Und warum gerade damals? Moskau war über die Jahrhunderte immer ein Anziehungspunkt für Europäer gewesen. 1996 und 1997 nahmen die ausländischen Investitionen in Russland sprunghaft zu, wobei Deutschland sich als einer der bedeutendsten Handelspartner etablierte. In Moskau bildete sich eine schnell wachsende „Wirtschaftsdiaspora“ deutscher Unternehmen. Kultur- und Bildungsinstitute knüpften ihre Netze. Und auch die Organisationen der Russlanddeutschen haben hier ihren Sitz.

Die neue MDZ stieß in Russland und in Deutschland gleichermaßen auf Resonanz. Vielen war sie willkommen, andere reagierten zurückhaltend oder auch gereizt. Inzwischen hat sich eine feste und dabei sehr breite Stammleserschaft herausgebildet, die von deutschen Politikern und Diplomaten über Wirtschaftsvertreter bis hin zu Studenten reicht.

In der Redaktion, die stets sowohl aus deutschen wie auch aus russischen Journalisten bestand, wird oft leidenschaftlich um die Berichterstattung über die Vorgänge im heutigen Russland gestritten. Die Standpunkte sind miteinander diametral entgegengesetzt. Doch im Ergebnis veröffentlicht die MDZ auf ihren Seiten Artikel, wie sie weder in der deutschen noch in der russischen Presse erscheinen. Negative Vorurteile und Klischees über Russland, die sich in den Köpfen festgesetzt haben und von den deutschen Medien leider oft reproduziert werden, aber auch dienstbarer und beschönigender Journalismus auf russischer Seite sind nicht unsere Sache.

Knappe Ressourcen und eine dünne Personaldecke haben die Arbeit der MDZ in diesen ersten zehn Jahren gekennzeichnet. Vielleicht war das andererseits ein Katalysator für die außerordentliche Kreativität.

Haben solche kleinen Zeitungsprojekte in unserer globalen und von großen Medienkonzernen dominierten Welt überhaupt eine Chance, noch dazu nicht auf Englisch, sondern auf Deutsch? Wenn sie sich weiterentwickeln – ja. Davon sind wir überzeugt. Ich danke allen, die an uns geglaubt haben und nicht aufhören, an uns zu glauben, die uns moralisch und finanziell den Rücken stärken und mit uns gemeinsam in die Zukunft schauen.

Herzlichst, Olga Martens (Herausgeberin)

1998 год был тяжелым для России годом экономического кризиса. Но именно в то время Московская немецкая газета вновь вышла в свет, спустя 84 года после ее закрытия в начале Первой мировой войны. Луч света для нас – тех, кто задумал и осуществил идею воссоздания газеты.

Кому и зачем понадобилась в Москве немецкоязычная газета? Почему именно тогда? Столетиями Москва была местом притяжения для европейцев. В 1996–1997 годах начался стремительный рост иностранных инвестиций в Россию, причем Германия становится важнейшим торговым партнером. В Москве складывается «коммерческая диаспора» немецких предпринимателей, формируется разветвленная сеть культурно-образовательных учреждений. Здесь же располагаются федеральные организации российских немцев.

Новая МНГ не осталась незамеченной ни в России, ни в Германии. Многие приветствовали ее появление. Кто-то же реагировал сдержанно, кто-то – раздраженно. За годы у газеты сформировалась широкая читательская аудитория, от германских политиков, дипломатов, предствителей бизнеса до студентов.

Редакция, которая всегда состоит из русских и немецких журналистов, часто спорит о способах подачи материала на происходящее в России. Точки зрения у редакторов могут быть порой диаметрально противоположными. Но в итоге на страницах МНГ появляются материалы, каких не найти в германской или российской прессе. Мы не повторяем негативные стереотипы о России, которые укоренились в головах европейцев и, к сожалению, растиражированы германскими СМИ. Мы не имеем также ничего общего с порой радужной и послушной российской журналистикой.

Эти первые десять лет газета была ограничена в средствах и имела небольшой штат сотрудников. С другой стороны, возможно, именно это и подталкивало нас к творческой изобретательности.

Есть ли вообще шансы у небольших изданий в нашем глобальном мире, где правят бал медиакорпорации? Тем более, у изданий не на английском, а на немецком языке? Для тех, кто не стоит на месте – да. Мы в это верим. И за это я благодарю тех, кто верил в нас и продолжает верить, кто морально и финансово все эти годы подставляет нам плечо и смотрит вместе с нами в будущее.

Искренне Ваша, Ольга Мартенс (издатель)

Nur wer sich ändert, bleibt sich treu

Die Evolution der Moskauer Deutschen Zeitung im Spiegel ihrer Titelseiten



Только кто меняется, остается верен себе

Эволюция «Московской немецкой газеты» в зеркале ее первых полос

Wie alles 1998 begann

Heinrich Martens erwachte am Morgen des 26. Dezember 1997 mit einer Idee. „Ich werde eine deutsche Zeitung herausgeben“, sagte er spontan zu seiner Frau Olga. Irgendwann einmal hatte er von einer „Moskauer Deutschen Zeitung“ erfahren, die bis zum Ersten Weltkrieg in Russlands Hauptstadt erschien. An diese Tradition wollte er anknüpfen.

Von Veronika de Haas

Martens schwebte eine Zeitung vor für alle, die im weitesten Sinne mit Russland und Deutschland zu tun hatten. Das Medium sollte dabei allerdings jenseits der Horrormeldungen stehen, die meist als einzige den Weg aus Russland in die deutsche Presse fanden. Objektiv sollte das Blatt berichten, alle Seiten des Landes zeigen, die guten und die schlechten.

Doch wo sollte er anfangen? Martens war Geologe und kein Verleger. Mit einer deutschen Zeitung verbanden ihn als Russlanddeutschen bisher nur seine Wurzeln und

der Wunsch, sie herauszugeben. Wie sollte das Blatt aussehen, wie Geld beschafft werden? Er holte sich Rat bei Journalisten, knüpfte Kontakte. Ein Freund ließ ihn einen Blick in den Geschäftsplan seiner Zeitung werfen, nach dessen Vorbild er sein eigenes erstes Finanzierungskonzept zusammenzimmerte.

Jetzt fehlten noch die Mitarbeiter. Im Februar stellte er Larissa Chudikowa ein, Journalistin aus St. Petersburg. Sie hatte bereits zwei publizistische Unternehmen mit aufgebaut. „Intuitiv“, sagt sie heute, „wusste ich, dass Heinrich Martens' Projekt funktionieren könnte.“ Chudikowa arbeitete zunächst die Konzeption der Zeitung aus, die zweisprachig erscheinen sollte. Den russischen Teil, der für Russlanddeutsche und Leser mit wenig Deutschkenntnissen, aber großem Interesse für die Bundesrepublik gedacht war, sollte Chudikowa übernehmen. Für den deutschen Part stellte der Journalist Sergej Guk den Kontakt zwischen Martens und

Michael Podwigin her. Der hatte insgesamt zehn Jahre als Korrespondent unter anderem für die Nachrichtenagentur TASS in Bonn und die Zeitschrift „Nowoje Wremja“ in Berlin gearbeitet. Auch Podwigin träumte schon seit Mitte der 90er Jahre von einer deutschen Zeitung in Russland.

Im Juni 1998 kam die erste reguläre Ausgabe einer zunächst monatlich, dann halbmonatlich erscheinenden MDZ auf den Markt – 16 Seiten auf Russisch, 16 Seiten auf Deutsch. Martens stellte das Projekt in Bonn vor. Von der Bundesregierung erhielt er finanzielle Unterstützung, vom Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) gestandene Journalisten. Immer zwei sind es pro Jahr, die meisten verlängern noch um ein weiteres Jahr.

Mittlerweile ist die MDZ zu einer Hausnummer in der Medienlandschaft geworden. Die Redaktion hält Kurs auf die 250. Ausgabe – nach wie vor den Lesern verpflichtet, ob sie nun Deutsche oder Russen sind, Russisch oder Deutsch lesen.

Все началось с мечты

Проснувшись утром 26 декабря 1997 года с новой идеей, Генрих Мартенс неожиданно сказал своей жене Ольге: «Я буду издавать немецкую газету». Он знал о «Московской немецкой газете», которая издавалась до Первой мировой войны в Москве. Именно эту традицию он и решил продолжить.

Вероника де Гаас

Генрих Мартенс видел в своих мыслях такую газету, которая бы в самом широком смысле отражала жизнь России и Германии. При этом данное средство массовой информации должно было быть, как говорится, на злобу дня, что в принципе было единственной дорогой из России и мир печатной немецкой прессы. Газета должна была объективно показывать все стороны жизни: как хорошие, так и плохие.

Однако с чего нужно было ему начинать. Г-н Мартенс был геологом, а не издателем. С воображаемой немецкой газетой его связывали лишь причастность его к российским немцам и желание из-

давать такую газету. Как должна была выглядеть газета, где взять на нее денег? Он советовался с журналистами, набирал контакты. Его друг рассказал ему о собственном издательстве и о том, как оно функционирует, на основе чего он решил создать свой собственный бизнес-план.

Теперь не доставало работников. В феврале он взял на работу Ларису Худикову, журналистку из Санкт-Петербурга. Она уже участвовала в создании двух публицистических предприятий. «Интуитивно», – как говорит она сегодня, – «я знала, что проект Генриха Мартенса должен удасться». Лариса разработала концепцию будущей газеты, которая должна была издаваться на двух языках. Часть на русском языке, которая предназначалась для российских немцев и читателей с недостаточными знаниями немецкого языка, но интересующимися ситуацией в Германии, взяла на себя Лариса. Для выпуска немецкой части благодаря журналисту Сергею Гуку Генрих Мартенс познакомился с Михаилом Подвиговым, который помимо прочего около 10 лет проработал

корреспондентом информационной службы ТАСС в Бонне и в газете «Новое Время» в Берлине. Подвигин тоже мечтал с середины 90-х годов о создании немецкой газеты в России.

С июня 1998 года «Московская немецкая газета» стала выходить на рынок регулярно один раз в месяц, потом два раза в месяц – 16 полос на русском и 16 полос на немецком языках. Генрих Мартенс представил этот проект в Бонне. От федерального правительства Германии он получил финансовую поддержку, от Института международных связей (ifa) – журналистов. С течением времени их стало двое, которые в последствии приезжали в Москву на год, но чаще всего оставались еще и на второй год.

Десять лет спустя, «Московская немецкая газета» прочно заняла свое место в медийном пространстве. Редакция держит курс на 250-ое издание, которое ожидают читатели, будь то немцы или русские, читающие по-немецки или по-русски.

„Den Kinderschuhentwachsen“

Interview mit dem langjährigen MDZ-Chefredakteur Michael Podwigin



Michael Podwigin ist ausgebildeter Pädagoge, aber das Hauptfach seines Berufslebens sind die Deutschen. Als Journalist hat er zunächst den Russen von Deutschland erzählt, das war in den 70er, 80er und 90er Jahren. Dann hat er den Deutschen von Russland erzählt, nämlich als Mitbegründer und langjähriger Chefredakteur der „Moskauer Deutschen Zeitung“. 2006 nahm der heute 67-Jährige seinen Abschied, als die MDZ schon eine feste Größe unter den Auslandsmedien in Moskau geworden war. Im Interview erinnert er sich an den Kaltstart 1998, an Kinderkrankheiten der Zeitung und erste Erfolge.

Herr Podwigin, es heißt, vor der Neugründung der MDZ hätten Sie alte Kontakte aus Bonner und Berliner Korrespondenzzeiten spielen lassen – ausgerechnet zur CSU, die der Sowjetunion doch nicht besonders gewogen war.

Als Deutschland-Korrespondent von TASS und der „Neuen Zeit“ kannte ich natürlich viele Leute. Die CDU/CSU war „meine“ Partei bei TASS, insofern hatte ich ständig mit Norbert Schäfer zu tun, dem Pressesprecher der CSU-Landesgruppe in Bonn. Wir waren schon damals per du. Über ihn habe ich auch Theo Waigel kennen gelernt. Das war die Zeit erbitterter Parteienkämpfe zwischen der Brandt-Regierung und der Opposition um die Ratifizierung der Ostverträge. Strauß war absolut dagegen. Auf CSU-Plakaten wurden die Russen als Asiaten mit Messer zwischen den Zähnen dargestellt. Aber ich habe Deutschland trotzdem nie als feindliches Ausland gesehen. Und die Bayern

sind ja sehr gemütliche Menschen, in ihrer Mentalität den Russen durchaus ähnlich. Ich habe Schäfer Mitte der 90er Jahre einen Brief geschrieben und ihm mein Konzept einer deutschsprachigen Zeitung in Moskau vorgestellt. Er war damals Regierungssprecher der CDU/CSU in Berlin – und Waigel inzwischen Finanzminister. Ich hatte alles, außer Geld. Einige Wochen später kam die Antwort: Das mit der Zeitung sei eine wunderbare Idee, aber konkrete finanzielle Unterstützung könne man nicht zusagen. Und so ist dann leider daraus nichts geworden.

Worin bestand der Ausweg?

Man hat mich mit Heinrich Martens bekannt gemacht, dem Chef des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur. Auch er plante eine deutsche Zeitung, das war ja eine große Marktlücke. Seine Gedanken gingen eher in Richtung der Russlanddeutschen, der Pflege ihrer Kultur, Sprache und Traditionen. Ich dachte an eine Zeitung in der Art der Moscow Times, nur eben für die deutschsprachige Community in Moskau. Wir haben dann beides gemacht.

Wie wollten Sie den Deutschen Russland näher bringen?

Wissen Sie, ich habe immer deutsche Zeitungen gelesen und schaue seit zehn Jahren bei mir zu Hause deutsche Fernsehsender über Satellit. Das Russlandbild, das man dort vermittelt, wird Russland nicht gerecht. Es ist ein Feindbild. Deshalb wollten wir eine andere Informationsquelle aus Russland sein.

Wie unabhängig war und ist die MDZ?

Wir hatten nie eine Behörde hinter uns. Ich kenne all die Abhängigkeiten von meinen früheren Arbeitgebern. Das wollten wir bewusst vermeiden.

Die Anfänge im Winter 1998 sollen etwas abenteuerlich gewesen sein.

Das erste halbe Jahr haben wir in einer leergeräumten „Chruschtschowka“ fast am Stadtrand gearbeitet. Die Bewohner waren umgesiedelt worden, Gastarbeiter hatten

den Plattenbau in Beschlag genommen. Unsere Redaktion saß in einem Zimmer, wo es einmal einen Mord gegeben hatte. Und bei dem strengen Frost dampfte das ganze Treppenhaus. Zum Glück konnten wir schon im Sommer 1998 ins gerade eröffnete Deutsch-Russische Haus umziehen. Dann wurde auch die technische Ausstattung allmählich besser.

Wie war die Resonanz auf die neue Zeitung?

Am 12. April 1998 ist eine Pilotnummer erschienen. Mit der haben wir dann versucht, Verbündete zu gewinnen. Beim Verband der Deutschen Wirtschaft sind wir immer auf offene Ohren gestoßen. Auch der Kontakt zu deutschen Stellen, angefangen bei der Botschaft und den Botschaftern, war ausgezeichnet. Sehr dankbar bin ich für die Unterstützung durch das Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart, das uns deutsche Journalisten geschickt hat. Der erste kam bereits im Herbst 1998. Einige sind dann später mit russischen Frauen nach Deutschland zurückgekehrt.

Wie gefallen Ihnen heute die damaligen Ausgaben?

Ich musste ja selbst erst lernen, wie man Zeitung macht. Davon hatte ich, um ehrlich zu sein, keine genaue Vorstellung. Ich war ja nie Chefredakteur gewesen, brachte viel Enthusiasmus mit, aber wenig Erfahrung. Zum Beispiel hatten wir zuerst immer Collagen auf der Titelseite stehen. Aus heutiger Sicht sieht das ziemlich primitiv aus.

Wie beurteilen Sie die Zukunftsperspektiven der MDZ?

Als einer der Väter freue ich mich, dass die Zeitung lebt, sich entwickelt, Pläne schmiedet. Aus den Kinderschuhen ist sie längst herausgewachsen. Und vielleicht wird ja auch mein langgehegter Traum irgendwann verwirklicht: Ich wollte immer, dass die MDZ eine Wochenzeitung wird.

Das Gespräch führte
Tino Künzel.

Выросли из детских штанишек

Интервью с многолетним главным редактором «Moskauer Deutsche Zeitung» Михаилом Подвигиным

Михаил Подвигин по профессии педагог, но лейтмотивом его трудовой деятельности стали немцы. В качестве журналиста в 70-х, 80-х и 90-х годах он рассказывал русским о Германии. Далее он стал одним из основателей «Moskauer Deutsche Zeitung» и на протяжении долгих лет рассказывал немцам о России, в качестве главного редактора. В 2006 году, когда газета приобрела известность в Москве, Подвигин покинул редакцию. Сегодня в интервью 67-летний Подвигин вспоминает «холодный старт» 1998 года, «детские болезни» и первые успехи газеты.

Господин Подвигин, говорят, что перед тем, как основать «Moskauer Deutsche Zeitung», Вы воспользовались своими старыми контактами в Бонне и Берлине, обратились в ХСС (Христианско-социальный союз). Но ведь там не благоволили к СССР.

В Германии я работал корреспондентом ТАСС и «Нового Времени» и, конечно же, знал очень многих людей. ХДС и ХСС были «моими» партиями в ТАСС, поэтому я постоянно имел дело с Норбертом Шефером, пресс-секретарем подразделения ХСС в Бонне. Мы уже тогда были с ним на ты. Через него я познакомился с Тео Вайгелем. Это было во время партийных войн правительства Брандта и оппозиции за ратификацию «восточных договоров». Штраус был категорически против ратификации, и на плакатах ХСС русских изображали азиатами с ножами в зубах. Несмотря ни на что, Германия никогда не была для меня враждебной страной. Баварцы – приятный народ, близкий по менталитету русским. В середине 90-х годов я написал Шеферу письмо и рассказал ему о моей идее – издании немецкоязычной газеты в Москве. Тогда он был уже пресс-секретарем правительства Германии в Берлине, а Вайгель – министром финансов. У меня было все кроме денег. Несколькими неделями позже пришел ответ: идея выпускать газету, безусловно, хорошая, но конкретную финансовую поддержку обещать не можем. Так, к сожалению, из этой идеи ничего не вышло.

Как Вам все-таки удалось решить проблему?

Меня познакомили с Генрихом Мартенсом, председателем Международного союза немецкой культуры. Он тоже хотел издавать газету на немецком языке. Его идеи были сфокусированы на российских немцах, сохранении немецкой культуры, языка и традиций. Я же думал о газете для немцев-эмигрантов по примеру Moscow Times. В конечном итоге мы сделали газету для обеих групп.

Каким образом Вы хотели объяснить немцам Россию?

Знаете, я всегда читал немецкую прессу и уже 10 лет смотрю через спутниковую антенну немецкое телевидение. О России там рассказывают неадекватно, как о враге. Поэтому мы хотели дать немцам другое представление о России.

В редакции тоже велось много споров о содержании и форме статей.

Конечно, мне не всегда нравилось, как писали редакторы или же как они оценивали ситуацию. Но цензором я никогда не был, я всегда пытался объяснить свою точку зрения и убедить авторов.

Насколько независимой была и есть «Moskauer Deutsche Zeitung»?

У нас никогда не было «большого начальства». Я по своему опыту очень хорошо знаю, что такое зависимость от работодателя. Зависимости мы не хотели.

Начало работы над газетой зимой 1998 года должно было быть приключением.

Первые полгода мы работали в «хрущевке» на окраине Москвы, из которой для сноса выселили жильцов. Гастарбайтеры тут же поселились в панельной постройке. Наша редакция занимала помещение, в котором, как говорят, когда-то был убит человек. В морозную погоду на лестничной площадке клубился пар. Но к счастью, уже летом 1998 года нам предоставили возможность переехать в только что открывшийся Российско-немецкий дом. По-

степенно улучшилось и техническое оснащение.

Какой была реакция на новую газету?

12 апреля 1998 года мы запустили пилотный номер и начали искать единомышленников. В Союзе немецкой экономики нас всегда поддерживали, контакт с посольством Германии и послами был всегда превосходным. Мы очень благодарны Институту международных связей в Штутгарте, который присылал нам журналистов. Первые приехали к нам уже осенью 1998 года. Некоторые из них потом возвращались домой с русскими женами.

Как Вы сегодня смотрите на первые издания газеты?

Я сначала сам не знал, как делают газету. Я же никогда не был главным редактором. У меня был энтузиазм, но мало опыта. Например, на первой полосе мы сначала всегда размещали коллажи. Сегодня это выглядит довольно примитивно.

Что Вы думаете о перспективах «Moskauer Deutsche Zeitung»?

Как основатель газеты, я, конечно же, рад, что она существует, развивается и строит планы. Из детских штанишек она уже выросла давно. Возможно, когда-нибудь даже осуществится моя давняя мечта: я всегда хотел, чтобы газета была еженедельной.

Беседу вел Тино Кюнцель



Fotos: Tino Künzel

Zar, Volk und Vaterland

Chronik der wichtigsten Ereignisse aus zehn Jahren MDZ

17. August 1998: Am „Schwarzen Montag“ geraten Russlands Staatsfinanzen ins Trudeln. Der Rubel verliert 50 Prozent seines Wertes, Banken gehen pleite, Guthaben werden vernichtet. Das politische Nachspiel des „Default“ folgt prompt: Boris Jelzin entlässt die komplette Regierungsmannschaft.

Juni 1999: Ein Amtsenthebungsverfahren gegen Präsident Jelzin in der Duma scheitert. Der Staatschef war in fünf Punkten angeklagt worden: Zerfall der UdSSR 1991, Beschluss des Parlaments 1993, Krieg in Tschetschenien 1994–1996, Zerrüttung der Streitkräfte Russlands und Genozid gegen das eigene Volk.

September 1999: Bei Sprengstoffanschlägen auf vier Wohnhäuser in Moskau und anderen Städten kommen rund 300 Zivilisten ums Leben. Offiziell werden tschetschenische Attentäter für die Gewaltwelle verantwortlich gemacht.

1. Oktober 1999: Einmarsch der russischen Armee nach Tschetschenien zur Bekämpfung der Separatisten. Damit beginnt der zweite Tschetschenienkrieg. Zuvor waren Anfang August und Anfang September tschetschenische Freischärler nach Dagestan vorgedrungen. Die Kämpfe hatten nach amtlichen Quellen Hunderte Menschenleben gefordert.

19. Dezember 1999: Bei den Wahlen zur Duma ringen 28 Parteien und Bewegungen um den Einzug ins Parlament. Die Kommunisten verlieren an Boden, bleiben aber stärkste Fraktion in der Volksvertretung.

31. Dezember 1999: Präsident Jelzin tritt am Silvesterabend zurück, wie er den nichts ahnenden Bürgern per Fernsehansprache verkündet. Wladimir Putin übernimmt kommissarisch die Amtsgeschäfte, wird im März 2000 dann auch zum Präsidenten gewählt.

8. August 2000: Bei einer Explosion in der Fußgängerunterführung zur Metrostation „Puschkinskaja“ kommen mindestens zwölf Menschen ums Leben, mehr als 100 Passanten werden verletzt. Der Moskauer Bürgermeister Jurij Luschkow spricht von einer „tschetschenischen Spur“.

17. August
1998
17 августа

Juni
1999
Июнь

September
1999
Сентябрь

1. Oktober
1999
1 октября

19. Dezember
1999
19 декабря

31. Dezember
1999
31 декабря

8. August
2000
8 августа

17 августа 1998: В «черный понедельник» государственная финансовая система России входит в штопор. Рубль обесценивается на 50%, многие банки лопаются, сбережения тают. Политические последствия дефолта не заставляют себя долго ждать: Борис Ельцин распускает правительство.

Июнь 1999: Инициированная Государственной думой процедура импичмента президента Бориса Ельцина проваливается. Глава государства обвинялся по пяти пунктам: развал Советского Союза в 1991 году, расстрел парламента в 1993 году, развязывание войны в Чечне в 1994–1996 годах, ослабление обороноспособности и безопасности России и геноцид собственного народа.

Сентябрь 1999: При взрывах четырех жилых домов в Москве и других городах погибает около 300 человек. Ответственность за волну насилия официально возлагается на чеченских террористов.

1 октября 1999: Российские войска введены в Чечню для борьбы с сепаратистами, что означает начало второй чеченской войны. Перед этим в августе–сентябре в Дагестан проникли чеченские отряды. Стычки унесли по официальным источникам жизни тысячи мирных людей.

19 декабря 1999: За право попасть в Государственную думу борются 28 партий и движений. Коммунисты теряют свое бывшее преимущество, однако остаются самой влиятельной фракцией в парламенте.

31 декабря 1999: Во время новогоднего телевизионного поздравления граждан президент Ельцин объявляет о своей отставке. Россияне ошеломлены. Владимир Путин принимает временно руководство государством. В марте 2000 года он избирается президентом России.

8 августа 2000: При взрыве бомбы в подземном переходе у станции метро «Пушкинская» погибают, 12 человек, более 100 получают ранения. Мэр Москвы Юрий Лужков говорит о «чеченском следе».

Царь, народ и Родина

Хроника событий из 10 лет издания «Московской немецкой газеты»

12. August 2000: Das U-Boot „Kursk“ sinkt in der Barentssee, rund 200 Kilometer vor Murmansk. Der Untergang reißt 118 Menschen in den Tod.

12. August
2000
12 августа

12 августа 2000: Подводная лодка «Курск» тонет в Баренцевом море в 200 километрах от Мурманска и уносит жизни 118 человек.

27. August 2000: Der Moskauer Fernsehturm steht in Flammen: Erst nach zwei Tagen gelingt es der Feuerwehr, den Brand in dem 540 Meter hohen Riesen zu löschen.

27. August
2000
27 августа

27 августа 2000: Горит московская телебашня: спустя два дня пожарным удается потушить огонь на 540-метровой башне. 3 человека гибнут.

7. Januar 2001: Familie Putin feierte das orthodoxe Weihnachtsfest mit Gerhard Schröder und dessen Frau Doris.

7. Januar
2001
7 января

7 января 2001: Семья Путиных отмечает православное Рождество вместе с Герхардом Шредером и его женой Дорис.

25. September 2001: Präsident Putin überrascht den Bundestag mit seiner auf Deutsch gehaltenen Rede: So weltgewandt und humorvoll hatten sich die deutschen Abgeordneten den russischen Staatschef nicht vorgestellt.

25. September
2001
25 сентября

25 сентября 2001: Президент Путин удивляет бундестаг своей речью на немецком языке: германские депутаты не ожидали, что российский глава государства окажется таким разносторонне образованным и остроумным.

20. April 2002: Alexander Lebed, hemdsärmeliger Gouverneur der Region Krasnojarsk und erfolgreicher Vermittler im ersten Tschetschenienkrieg, kommt bei einem Hubschrauberabsturz ums Leben.

20. April
2002
20 апреля

20 апреля 2002: Александр Лебедь, губернатор Красноярского края, прославившийся шумными заявлениями о ситуации в крае и стране в целом, а ранее – успешной посреднической деятельностью в I чеченской войне, погибает в катастрофе вертолета.

9. Juni 2002: Nach dem verlorenen Gruppenspiel gegen Japan bei der Fußball-Weltmeisterschaft scheidet Russland in der Vorrunde aus, Fans reagieren sich beim „Public Viewing“ in der Moskauer Innenstadt mit Ausschreitungen ab. Ein Toter ist zu beklagen.

9. Juni
2002
9 июня

9 июня 2002: Проиграв матч группового турнира Чемпионата мира по футболу против Японии, Россия выбывает из дальнейшей борьбы. Фанаты, наблюдавшие за матчем, транслируемом на большом экране в центре Москвы, чинят беспорядки. Погибает один человек.

1. Juli 2002: Bei Überlingen am Bodensee stößt eine Frachtmaschine der DHL mit einem Passagierjet der „Bashkirian Airlines“ zusammen. Keiner der 60 Passagiere und elf Besatzungsmitglieder überlebt. Unter den Opfern sind auch 45 Schüler, die mit der Reise nach Spanien für besondere Leistungen ausgezeichnet werden sollten.

1. Juli
2002
1 июля

1 июля 2002: На высоте 10600 метров над Боденским озером сталкиваются грузовой самолет DHL и пассажирский лайнер «Башкирских Авиалиний». Все 60 пассажиров и 11 членов экипажа погибают. Среди жертв 45 школьников, награжденных поездкой в Испанию за особые успехи в учебе.

23. – 25. Oktober 2002: Drei Tage lang versetzen 50 Terroristen in Moskau 800 Zuschauer in Angst und Schrecken. Die Geiselnahme im Musical „Nord-Ost“ wird von russischen Spezialeinheiten beendet. An Vergiftungen durch das bei dem Sturm eingesetzte Kampfgas sterben 129 Menschen.

23. – 25. Oktober
2002
23–25 октября

23–25 октября 2002: Три дня 50 террористов держат в страхе и ужасе 800 зрителей московского мюзикла «Норд-Ост». Заложники освобождены российскими спецслужбами. В результате штурма, при котором используется ядовитый газ, погибает 129 человек.

Chronik der wichtigsten Ereignisse aus zehn Jahren MDZ

5. Juli 2003: Eine im Kassenbereich des Rockfestivals „Krylja“ gezündete Bombe löscht 18 Menschenleben aus.

5. Juli
2003
5 июля

5 июля 2003: При проведении фестиваля «Крылья» заложённая около касс бомба уносит 18 жизней.

5. Oktober 2003: Bei den Präsidentschaftswahlen in Tschetschenien siegt Achmad Kadyrow, der Favorit des Kreml. Die in den Umfragen führenden Kandidaten hatten sich zuvor zurückgezogen oder zurückziehen müssen.

5. Oktober
2003
5 октября

5 октября 2003: На президентских выборах в Чечне выигрывает Ахмад Кадыров, фаворит Кремля. Кандидаты, которые по опросам лидировали, перед выборами сами снимают свои кандидатуры или их вынуждают это сделать.

6. Februar 2004: In einem Waggon der Moskauer Metro detoniert zwischen den Stationen Awtosawodskaja und Pawelezkaja ein Sprengsatz. Der Anschlag im Morgenverkehr fordert 41 Todesopfer.

6. Februar
2004
6 февраля

6 февраля 2004: В вагоне московского метро утром в час пик на перегоне между станциями «Автосаводская» и «Павелецкая» происходит взрыв. Погибает 41 человек.

24. August 2004: Fast zeitgleiche Abstürze zweier Tupolew-Maschinen auf Inlandsflügen schreiben die Ermittler Selbstmordattentäterinnen mit tschetschenischem Hintergrund zu. 90 Menschen kommen ums Leben.

24. August
2004
24 августа

24 августа 2004: Вину за почти одновременно произошедшие две авиакатастрофы в небе над Россией возлагают на чеченских террористок-смертниц. Умирает 90 пассажиров и членов экипажа.

31. August 2004: Vor der Moskauer Metrostation „Risckskaja“ reißt eine Selbstmordattentäterin nach offiziellen Angaben zehn Menschen mit in den Tod. Sie hatte offenbar in die Station gelangen wollen, war aber zurückgehalten worden, woraufhin die Bombe hochging.

31. August
2004
31 августа

31 августа 2004: Перед входом на станцию метро «Рижская» взорвавшаяся на террористке-смертнице бомба уносит, по официальным источникам, жизни 10 человек. Очевидно, женщина была задержана при входе в метро, после чего привела в действие взрывное устройство.

1. September 2004: Tschetschenische Terroristen stürmen die Mittelschule Nr. 1 im nordossetischen Beslan. Rund 1 200 Kinder und Erwachsene, die an der Feier zum Schuljahresbeginn teilnehmen, werden als Geiseln genommen und in die Turnhalle gesperrt. Zwei Tage später greifen russische Sondereinheiten nach einer starken Explosion und stundenlangen Feuergefechten das Gebäude an. Die Behörden sprechen von 331 Toten, darunter 186 Kinder.

1. September
2004
1 сентября

1 сентября 2004: Чеченские террористы штурмуют среднюю школу №1 североосетинского города Beslan, захватывают в заложники и запирают в спортзале около 1200 детей и взрослых, собравшихся на Первый звонок. Спустя два дня российские спецподразделения захватывают школу после сильных взрывов и многочасовой перестрелки. Органы власти говорят о 331 погибшем, из которых 186 детей.

1. Januar 2005: In Russland tritt ein Gesetz in Kraft, das die Umwandlung von kostenlosen Sozial- in Geldleistungen vorsieht. Landesweit gehen daraufhin vor allem Rentner auf die Straße.

1. Januar
2005
1 января

1 января 2005: В России вступает в силу закон, который предусматривает монетизацию социальных льгот. По всей стране прежде всего пенсионеры выходят на улицы с протестами.

16. Mai 2005: Der Unternehmer Michail Chodorowski wird nach anderthalb Jahren Untersuchungshaft zu neun, später zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Dem Ex-Milliardär und Chef des Ölkonzerns Jukos werden Steuerhinterziehung und Betrug zur Last gelegt. Seine Haft tritt er in Krasnokamensk bei Tschita nahe der chinesischen Grenze an.

16. Mai
2005
16 мая

16 мая 2005: Предприниматель Михаил Ходорковский, после полутора лет предварительного заключения, приговаривается сначала к 9, а потом к 8 годам лишения свободы. Бывший миллиардер и глава нефтяного концерна «Юкос» обвиняется в неуплате налогов и мошенничестве. Свой срок он отбывает в Краснокаменске недалеко от Читы в районе китайской границы.

Хроника событий из 10 лет издания «Московской немецкой газеты»

18. Mai 2005: ZSKA Moskau schreibt russische Fußballgeschichte. Der Armeeklub schlägt Sporting Lissabon im Uefa-Cup-Finale 3:1 und gewinnt damit als erster russischer Vertreter einen europäischen Wettbewerb.

18. Mai
2005
18 мая

18 мая 2005: Московская команда «ЦСКА» входит в историю российского футбола: она выигрывает у лиссабонской «Спортинг» в финале Кубка УЕФА со счетом 3:1 и тем самым становится первой российской командой, выигравшей европейский кубковый турнир.

Januar 2006: Eiswinter in Russland: Sogar in Moskau sinken die Temperaturen bis unter -30 Grad.

Januar
2006
Январь

Январь 2006: Очень холодная зима в России: даже в Москве температура опускается ниже -30°.

23. Februar 2006: Beim Einsturz der Baumanskij-Markthalle in Moskau werden 66 Menschen unter den Trümmern begraben. Ursache sind nach Behördenangaben Konstruktionsmängel. Architekt des Baus war Nodar Kantscheli, der auch für das Erlebnisbad Transvaal verantwortlich zeichnete, das am 14. Februar in sich zusammengefallen war. Damals starben 28 Menschen.

23. Februar
2006
23 февраля

23 февраля 2006: 66 человек погибают при обвале Баумановского крытого рынка. Причиной, по мнению соответствующих ведомств, является ошибка в конструкции. Архитектором был Нодар Канчели, спроектировавший также аквапарк Трансвааль, крыша которого обвалилась 14 февраля. Тогда под завалами погибло 28 человек.

15. – 17. Juli 2006: Im St. Petersburger Konstantinpalast findet der G8-Gipfel statt. Hauptthemen sind Energiefragen, Sicherheit und Entwicklung.

15. – 17. Juli
2006
15–17 июля

15–17 июля 2006: В Санкт-Петербургском Константиновском дворце проходит встреча Большой восьмерки. Основными темами становятся вопросы энергетики, безопасности и развития.

7. Oktober 2006: Die Journalistin, Buchautorin und Menschenrechtlerin Anna Politkowskaja wird im Treppenaufgang ihres Moskauer Hauses erschossen.

7. Oktober
2006
7 октября

7 октября 2006: Журналистка, автор книг и защитница прав человека Анна Политковская застрелена на лестничной площадке своего дома в Москве.

23. November 2006: In einem Londoner Krankenhaus stirbt der ehemalige KGB-Agent und FSB-Offizier Alexander Litwinenko an einer Polonium-Vergiftung. Der Kreml-Kritiker erklärt Stunden vor seinem Tod, Moskau wolle ihn zum Schweigen bringen. Scotland Yard qualifiziert den Fall als Mord. Gegenseitige Vorwürfe belasten in der Folge das russisch-britische Verhältnis.

23. November
2006
23 ноября

23 ноября 2006: В лондонской больнице умирает в результате отравления полонием бывший офицер КГБ и ФСБ Александр Литвиненко. Критик Кремля, он за несколько часов до смерти обвиняет Москву в том, что она хотела заставить его замолчать. Скотланд-Ярд квалифицирует этот случай как убийство. Взаимные упреки приводят к ухудшению российско-британских отношений.

10. Februar 2007: Auf der Münchner Sicherheitskonferenz greift Wladimir Putin die Nato und den Westen in vorher nicht gekannter Form an, verurteilt den Unilateralismus der USA scharf und kündigt eine „asymmetrische Antwort“ auf Pläne für eine amerikanische Raketenabwehr in Osteuropa an.

10. Februar
2007
10 февраля

10 февраля 2007: На Мюнхенской конференции по безопасности Владимир Путин обрушивается на НАТО и Запад, обвиняет США в построении ими однополярного мира и обещает дать «асимметричный ответ» на планы Америки по размещению противоракетных установок в Восточной Европе.

23. April 2007: Boris Jelzin stirbt im Alter von 76 Jahren in Moskau. Tausende stehen vor der Christ-Erlöser-Kathedrale Schlange, um Russlands erstem Präsidenten die letzte Ehre zu erweisen.

23. April
2007
23 апреля

23 апреля 2007: Борис Ельцин умирает в Москве в возрасте 76 лет. Тысячи людей стоят в очереди в храм Христа Спасителя, чтобы отдать последнюю дань первому российскому президенту.

Chronik der wichtigsten Ereignisse aus zehn Jahren MDZ

Mai 2007: Nach der Demontage eines sowjetischen Soldatendenkmals im Zentrum von Tallinn und seiner Verlegung auf einen Militärfriedhof erreichen die russisch-estnischen Beziehungen ihren Tiefpunkt. Mitglieder der Jugendorganisation „Naschi“ belagern die Estnische Botschaft in Moskau. Sergej Mironow, der Vorsitzende des Föderationsrates, ruft die Bevölkerung zum Boykott estnischer Waren auf.

17. Mai 2007: Nach 87 Jahren ist das Schisma innerhalb der Russisch-Orthodoxen Kirche überwunden. In der Christ-Erlöser-Kathedrale feiern das Moskauer Patriarchat und die Russisch-Orthodoxe Auslandskirche, die sich 1920 nach Revolution und Bürgerkrieg von der Mutterkirche abgespalten hatte, ihre Wiedervereinigung.

5. Juli 2007: Das IOC entscheidet sich für den südrussischen Ferienort Sotschi als Ausrichter der Olympischen Winterspiele 2014.

2. August 2007: An Bord des Mini-U-Bootes „Mir-1“ tauchen drei russische Besatzungsmitglieder als erste Menschen bis auf den Grund des Nordpols und hinterlassen in 4 261 Metern Tiefe eine russische Fahne aus Titan. Mit der Expedition sollen Russlands territoriale Ansprüche in der Region unterstrichen werden.

16. September 2007: Russland wird sensationell Basketball-Europameister. Die Mannschaft des amerikanischen Trainers David Blatt bezwingt im Finale Gastgeber Spanien 60:59. Es ist der größte Erfolg des russischen Basketballs nach 14 sowjetischen EM-Titeln.

2. März 2008: Der bisherige Vizepremier Dmitrij Medwedew ist neuer russischer Präsident. Sein Vorgänger Wladimir Putin wird Premierminister.

Mai 2008: Glorreicher Sportmonat für Russland: Nach 15 Jahren wird das russische Team erstmals wieder Eishockey-Weltmeister. Zenit St. Petersburg holt den Fußball-Uefa-Cup. Und Moskau ist ein würdiger Gastgeber des Champions-League-Finales.

Mai
2007
Май

Май 2007: После демонтажа памятника советскому солдату в центре Таллина и его перенесения на военное кладбище существенно ухудшаются российско-эстонские отношения. Члены молодежного движения «НАШИ» осаждают эстонское посольство в Москве. Сергей Миронов, председатель Совета Федерации, призывает население к бойкоту эстонских продуктов.

17. Mai
2007
17 мая

17 мая 2007: Спустя 87 лет преодолевается раскол Русской православной церкви. В храме Христа Спасителя отмечают объединение Московский Патриархат и Русская православная церковь за границей, вышедшая в 1920 году вследствие революции и Гражданской войны из административного подчинения Московскому Патриархату. Со штаб-квартирой в Нью-Йорке она представляет интересы полумиллиона верующих.

5. Juli
2007
5 июля

5 июля 2007: Международный Олимпийский комитет называет курортный город Сочи на Юге России местом проведения зимних Олимпийских игр в 2014 году.

2. August
2007
2 августа

2 августа 2007: глубоководный аппарат «Мир-1» с тремя членами экипажа погружается у Северного Полюса на глубину 4261 метр, где устанавливается титановый флаг. Экспедиция должна подчеркнуть территориальные претензии России в этом регионе.

16. September
2007
16 сентября

16 сентября 2007: Россия становится неожиданно чемпионом Европы по баскетболу. Команда американского тренера Дэвида Блатта обыгрывает в финале хозяев чемпионата Испанию со счетом 60:59. Это самый большой успех российского баскетбола после 14 побед в европейских чемпионатах советской команды.

2. März
2008
2 марта

2 марта 2008: Вице-премьер Дмитрий Медведев становится новым президентом Российской Федерации. Его предшественник Владимир Путин становится премьер-министром.

Mai
2008
Май

Май 2008: Месяц громких побед российского спорта: 15 лет спустя Россия вновь становится чемпионом мира по хоккею. Питерский «Зенит» выигрывает кубок УЕФА. Москва принимает финалистов Лиги чемпионов.

Хроника событий из 10 лет издания «Московской немецкой газеты»

19. Mai 2008: Der „Superjet“ hebt in Komso-molsk am Amur zu seinem Jungfernflug ab. Das zweistrahlige Kurz- und Mittelstreckenflugzeug von „Suchoj“ ist die erste wirkliche Neuentwicklung der zivilen Luftfahrt in Russland seit dem Ende der Sowjetunion und Hoffnungsträger einer traditionsreichen, aber angeschlagenen Branche.

25. Mai 2008: Dima Bilan siegt mit seiner Ballade „Believe“ in Belgrad beim Eurovision Song Contest. Russland wird damit 2009 Gastgeber des Wettbewerbs sein. Das Finale findet am 16. Mai in der Olympiahalle statt.

21. Juni 2008: Nach einem 3:1-Triumph im Fußball-EM-Viertelfinale gegen Holland macht Russland die Nacht zum Tag. Überall im Lande feiern die Menschen bis zum Morgen durch. Russland wird später Dritter.

3. August 2008: Mit Alexander Solschenizyn („Archipel Gulag“) stirbt einer der letzten Sowjet-Dissidenten. Der Literatur-Nobelpreisträger war 1974 ausgebürgert worden. 1994 kehrte er aus seinem amerikanischen Exil nach Russland zurück.

7. August 2008: Die georgische Armee beschießt Südossetien und marschiert anschließend in die Hauptstadt Zchinwali ein. Tausende Menschen fliehen, die Opferzahlen schwanken zwischen einigen Hundert und mehreren Tausend. In einem fünf Tage dauernden Krieg drängen russische Truppen die Georgier zurück, bombardieren und besetzen Stellungen in Georgien. Russland erklärt später die Anerkennung der Unabhängigkeit Südossetiens und Abchasiens.

September/Oktober 2008: Die russische Börse verzeichnet die dramatischsten Kurseinbrüche seit der Rubelkrise 1998. Der Handel wird ein ums andere Mal ausgesetzt, weil die Verluste zehn Prozent übersteigen.

1. Oktober 2008: Russlands Oberster Gerichtshof rehabilitiert Nikolaj II. und seine Familie. Damit wird der letzte Zar, am 17. Juli 1918 in Jekaterinburg von den neuen bolschewistischen Machthabern zusammen mit Frau und Kindern erschossen, offiziell als Opfer politischer Gewalt anerkannt.

19. Mai
2008
19 мая

25. Mai
2008
25 мая

21. Juni
2008
21 июня

3. August
2008
3 августа

7. August
2008
7 августа

September/Oktober
2008
Сентябрь/Октябрь

1. Oktober
2008
1 октября

19 мая 2008: В Комсомольске-на-Амуре впервые поднимается в воздух гражданский двухдвигательный лайнер «Суперджет». Выпуск нового ближнемагистрального самолета, с «чистого листа» спроектированного авиационным холдингом «Сухой», дает надежду российскому авиапрому вновь обрести конкурентоспособность.

25 мая 2008: Дима Билан побеждает в Белграде на «Евровидении» со своей песней «Believe». Россия получает право принять этот конкурс в 2009 году. Финал состоится 16 мая в спорткомплексе «Олимпийский» в Москве.

21 июня 2008: Победа России над Голландией в четвертьфинале со счетом 3:1 в «Евро-2008» превращает ночь в день. По всей стране люди отмечают до утра победу. Россия впоследствии занимает третье место.

3 августа 2008: Умирает всемирно известный писатель Александр Солженицын («Архипелаг ГУЛАГ», «Раковый корпус»). Лауреат Нобелевской премии по литературе, он в 1974 году лишается советского гражданства и высылается из страны. В 1994 году Солженицын возвращается в Россию из Америки.

7 августа 2008: Грузинская армия обстреливает Южную Осетию и входит в столицу республики Цхинвал. Тысячи людей покидают свои дома, число жертв колеблется от нескольких сотен до нескольких тысяч. В пятидневной войне российские войска заставляют грузинскую армию повернуть обратно, они бомбардируют и осаждают позиции Грузии. Россия признает впоследствии независимость Южной Осетии и Абхазии.

Сентябрь/Октябрь 2008: На российских биржах отмечается падение котировок, какого не наблюдалось с кризиса 1998 года. Торги время от времени приостанавливаются, так как потери превышают 10%.

1 октября 2008: Президиум Верховного суда России реабилитирует Николая II и его семью. Таким образом, последний русский царь, застреленный вместе с женой и детьми 17 июля 1918 года в Екатеринбурге большевиками, официально признается жертвой политического насилия.



Von Tatjana Ilarionowa

Die erste Zeitung für die Deutschen in Moskau erblickte 1811 das Licht der Welt. Diese „Moskauische Zeitung“ musste allerdings schon im darauf folgenden Jahr bei Ausbruch des Vaterländischen Krieges eingestellt werden. Ein zweiter Versuch war ebenfalls nicht von sonderlichem Erfolg gekrönt. Die „Moskauer Zeitung“ von 1865 überdauerte wegen finanzieller Schwierigkeiten nur wenige Monate. Erst ihr Nachfolger, die „Moskauer Deutsche Zeitung“, konnte regelmäßig als Tageszeitung herausgegeben werden.

Das war vermutlich vor allem der Tatsache geschuldet, dass die Moskauer Deut-

Zwischen den Fronten

Von 1811 bis 1914 hatte die MDZ drei Vorläufer

schen eher der Händler- und Handwerkerschicht angehörten und nicht wissenschaftlichen Kreisen wie in St. Petersburg. Außerdem betrachteten viele, wenn nicht die meisten ihren Aufenthalt als zeitlich begrenzt.

Der Ruf nach einer eigenen Zeitung wurde erst lauter, als sich Russland nach den einschneidenden Reformen unter Alexander II. unter Qualen über seine Bestimmung, seinen besonderen Weg klar zu werden versuchte. Der Streit zwischen den Slawophilen und den Westlern hatte auch Auswirkungen auf die Deutschen, deren prominente Rolle an der Spitze des Zarenreiches den Protagonisten einer sich selbst genügenden, von Europa abweichenden Entwicklung zunehmend ein Dorn im Auge war. Die literarischen und politischen Debatten deckten auch andere Zwiespälte auf – zwischennationale. Nicht zuletzt das war der Grund, warum die

Moskauer Zeitung der Deutschen ihre Nationalität schon im Namen trug.

Die Redaktion schrieb, sie wolle mit ihrer Arbeit „die Moral zu heben, das Gute fördern, auf der Seite der Wahrheit und der Gerechtigkeit stehen“. Die Zeitung versuchte ihren Beitrag zum Ausbau der bilateralen Beziehungen zwischen Russland und Deutschland zu leisten, aber auch den Übersiedlern bei der Integration ins Moskauer Leben zu helfen.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs unternahmen die deutschen Zeitungen in Russland den vergeblichen Versuch, in der hurrapatriotisch aufgeheizten Atmosphäre ihren Platz zu behaupten. Meldungen von der Front und andere Berichte wurden immer häufiger von der Militärensensur gestrichen. Am 23. Dezember 1914 erschien die letzte Ausgabe der Moskauer Deutschen Zeitung für viele Jahrzehnte.

Между фронтами

С 1811-го по 1914 год у MDZ были три предшественника

Татьяна Иларионова

Первая газета для немецкого населения Москвы появилась в 1811 году. «Москауише цайтунг» выходила в свет до начала Отечественной войны 1812-го, а потом была без особого успеха возобновлена как «Москауэр цайтунг» только в 1865 году, и то на несколько месяцев. Регулярный же ее выпуск был налажен в 1870-м, уже под названием «Moskauer Deutsche Zeitung» – «Московская немецкая газета».

Чем это объяснить? Скорее всего, тем, что немцы Москвы принадлежали прежде всего торговому сословию, ремесленникам, а не ученому люду, как в Петербурге. Кроме того, многие, если не

большинство, переселенцев рассматривали свое пребывание как временное.

Настоящая потребность в собственной газете появилась только, когда Россия после решительно проведенных Александром II реформ стала мучительно размышлять о собственном предназначении и пути. Спор славянофилов и западников непосредственно касался немцев в России, чье участие в управлении империей вызвало все большее раздражение у приверженцев самобытного, отличного от европейского, развития страны. Литературные и политические дискуссии обнажили иные противоречия – межнациональные. Вот почему новая газета в 1870 году стала называться «Moskauer Deutsche Zeitung» – «Московская Немецкая Газе-

та». Уже сам выбор ее названия являлся политической позицией.

Редакция писала, что выпуск газеты преследует цели «улучшить нравы, поддержать добро, стоять на стороне истины и справедливости». Она стремилась внести свой вклад в расширение двусторонних контактов между Россией и Германией, а также помочь интеграции переселенцев в московскую жизнь.

После начала Первой мировой войны немецкие издания в России тщетно пытаются найти свое место в ряду урапатриотической прессы. Сообщения с фронтов, другие материалы все чаще снимаются военной цензурой с полос. 23 декабря 1914 года свет увидел последний номер газеты.



50 Artikel aus 10 Jahren

50 статей из 10 лет

Best of 10 Jahre MDZ



„Wer will denn solche wie uns?“

Ein Straßenjunge über sein Leben zwischen Ungebundenheit und Miliz

Sein Bruder sitzt gerade wieder. Aber bei Denis klingt das so, als wär's keine große Sache. Nitschewo, ein paar Wochen, dann ist er draußen. So spricht Denis auch über sich. Die letzten fünf Jahre hat der 15-Jährige in Kaliningrad auf der Straße gelebt. Doch es könnte ihm viel schlechter gehen, davon ist er überzeugt. Warum, erzählte er MDZ-Redakteur Tino Künzel.

Denis, wie bist du auf die Straße geraten?

Unser Stiefvater kam aus der Armee. Wenn der betrunken war, ist er durchgedreht. Dann wollte er uns seine Karatekünste demonstrieren, hat uns mit den Köpfen zusammengeschlagen, sich die sinnlosesten Strafen ausgedacht. Sogar aufs Klo durften wir manchmal nicht. Das wurde unerträglich. Zuerst ist mein Bruder abgehauen. An meinem zehnten Geburtstag hat er mich mitgenommen, zum Nordbahnhof. Dort bin ich geblieben.

Was ist mit deiner Mutter? Hat die nie etwas gesagt?

Die wurde ja selbst verprügelt. Ich hab' das noch nie jemandem erzählt, aber einmal, als sie früh verkatert im Bett lag und nicht schnell genug aufstehen konnte, hat der Vater einen Knallkörper angezündet und ihr an den Kopf geschmissen.

Und die Nachbarn? Die Verwandten? So etwas spricht sich doch herum.

Klar wussten die Bescheid. Aber unternommen haben sie nichts.

Wolltest du nie nach Hause zurück?

Besonders am Anfang hat es mir auf der Straße überhaupt nicht gefallen. Im Keller zu wohnen, im Dreck, auf alten Sofas! Aber daran gewöhnt man sich. Und zu Hause ging es drunter und drüber: Unser Vater ist über meine Schwester hergefallen, da hat sie ihn in Notwehr erstochen. Eine Zeit lang musste sie in Haft, ist dann freigesprochen worden. Aber nach dieser



Foto: Tino Künzel

ganzen Geschichte hat auch sie mit dem Trinken angefangen. Ich werde dort verrückt, da ist mir die Straße lieber. Du hast zwar kein Dach über dem Kopf, musst dir dafür aber auch dieses Gebrülle nicht anhören. Mehr will ich dazu nicht sagen. Wechseln wir lieber das Thema!

Worüber würdest du denn gern reden? Mich interessiert, was du den ganzen Tag so treibst.

Wir betteln. Fahren mit der Straßenbahn durch die Gegend. Und dann müssen wir uns ja auch oft neue Schlafplätze suchen, weil wir vertrieben werden. Manchmal hatten wir es uns richtig schön eingerichtet irgendwo, mit Licht, mit Fernseher und so, mit Wasseranschluss zum Waschen. Wir haben ja auch Klempner und Elektriker unter uns. Ab und zu bringen uns Babuschkas Essen. Es gibt Hausbewohner, die uns dulden, nur darum bitten, dass wir uns ruhig verhalten. Aber wenn die Jungs getrunken haben ...

Zuflucht: Denis (links) und Roman teilen sich im Sozialzentrum „Jablonka“ eine Abstellkammer.

Dann bekommt ihr es mit der Miliz zu tun.

Ich kenne da schon alle. Allein auf einem einzigen Revier war ich über 100 Mal. Es ist immer dasselbe: Die bringen dich ins ZWSNP (Zentrum zur befristeten Inhaftierung jugendlicher Straftäter – d.Red.), nach zwei Tagen entscheidet der Richter, wie lange sie dich einsperren. Das Maximum sind 30 Tage.

Und weiter?

Dann geht's dahin zurück, wo du den Dokumenten nach wohnst: ins Übergangsheim, ins Waisenhaus, zu den Eltern. Wir haben denen schon so oft gesagt, was da läuft und dass es keinen Sinn hat, uns zu den Eltern zurückzubringen. Aber es ändert sich nichts.

Das Kinderheim wäre keine Alternative?

Wer will denn solche wie uns? Da heißt es doch: Nein danke, bei uns herrscht Sauberkeit. Für mich persönlich wäre es auch nichts, mit Hunderten Kindern zusammenzuleben. Ich würde da in der ersten Nacht wieder türmen. Bei uns hier taucht manchmal ein Junge auf, der in Bagrationowsk im Kinderheim ist, das ist ganz im Süden der Kaliningrader Oblast. Die Älteren schicken ihn zum Betteln an die Grenze zu Polen, und wenn er nicht genug Geld mitbringt, dann hagelt es Schläge. Der kam häufig mit blauen Flecken hier an.

Aber ihr setzt ja auch eure Gesundheit aufs Spiel.

Würde ich nicht sagen. Ich weiß schon gar nicht mehr, wann ich das letzte Mal krank war. Wir sind den ganzen Tag an

der frischen Luft, vielleicht ist es das. Außerdem trinke und rauche ich nicht. Mein Organismus ist so trainiert, dass ich zwei Tage nicht zu schlafen brauche. Eine Stunde – und ich bin wieder fit.

Das Aceton, das ihr schnüffelt, greift die Gehirnzellen an!

Ich kenne keinen, der verblödet wäre. Nicht einmal unter denen, die schon über 30 sind.

Trotzdem ist es eine Droge, ein Gift. Warum tut man sich das an?

Weil dir dann egal ist, was die Leute sagen. Und weil es alle tun, wahrscheinlich.

Die Schule besuchen willst du nie wieder?

Nein. Ich kann lesen. Ich kann schreiben. Das reicht.

Aber welche Zukunft hat man ohne Schulabschluss?

Die von uns, die schon etwas älter sind, haben doch auch Arbeit gefunden: auf dem Bau, auf dem Markt. Anstrengend, ja. Aber denen geht's gut.

Würdest du dir manchmal wünschen, dass für dich alles anders gekommen wäre?

Keine Ahnung.

Das Rehabilitationszentrum „Jablonka“ hat dir einen Raum zur Verfügung gestellt. Du müsstest also nicht mehr auf der Straße leben.

Das „Jablonka“ ist uns heilig, ohne Übertreibung. Die sind fast die einzigen, die sich für uns einsetzen. Aber ich werde trotzdem weiter draußen herumziehen. An einem Fleck halte ich es nicht lange aus.

April 2004



Erbrechen und Strafe

Von Martin Morgenstern

Mama erlebte, als sie erfuhr, ich wolle die Moskauer Staatsbibliothek aufsuchen. Die ganze Familie weiß, dass Mamas graue Haare von ihrem Versuch herrühren, dort über Biokybernetik zu recherchieren. Ich beruhigte sie. Schließlich habe ich sogar die Kasaner Universitätsbibliothek bezwungen, deren Zeitschriftenkatalog aus einem alten Mann besteht, der alle wichtigen Ausgaben auswendig hersagen kann. Ob die Bibliotheksbeamten nach seinem Ableben wohl ein „Remont“-Schild aufhängen werden?

Die erste Hürde: Leseausweis besorgen. Hm, warum der wohl bis 2009 gilt? Sollte das etwa mit der Beschaffungszeit der Bücher ...? Aber kein Zaudern jetzt! Wie ein alter Hase stürze ich mich auf die Zettelkataloge. Wie langweilig ist dagegen die British Library: Millionen von Titeln per Computer bestellen und eine Stunde später an den Tisch geliefert bekommen, auf dem bereits ein devoter Laptop schnurrt? Ha!

In Rekordzeit finde ich die Abteilung „Musiktherapie“. Schon kritzele ich einige interessante Titel auf kleine labbrige Zettelchen. Interessant klingt „Honig, Wachs, Blütenstaub, Bienengift“, aber was zum Teufel hat das mit Musiktherapie zu tun? Egal – die erfrischende Kreativität, die dieser Katalog aussendet, und überhaupt die lebhaftige Atmosphäre hier! Neben mir telefoniert ein junges Mädchen lautstark: „Nein Vitja, nimm die mit Schaum, das ist sicherer, hat Tante Mascha gesagt! Was? In der Bibliothek natürlich, wo sonst?“

Auf dem Weg zur Zettelabgabe muss ich durch die „Opiumhöhle“: Aus potjomkinschen Katalogschränken konstruierte Betten beherbergen unrettbar Bibliophile. Unbehaglich schleiche ich durch die Reihen der fiebrigen Gesichter. Ich zucke zusammen. Hat da nicht eben jemand ein Taschenbuch verschlungen? Die Wartezeiten an den Vielfältigungsmaschinen werden durch einen kratzigen alten Lautsprecher ausgerufen, und die durchdringenden Schreie der flie-

genden Händler mit ihren selbst gestrickten Lesezeichen aus Schafswolle und den kleinen Flaschen mit Selbstgebranntem tun ihr Übriges – mir wird übel. Im Obergeschoss haben zwei Arbeiter ein Gerüst aufgebaut und putzen Kronleuchter. Sie haben Sakuski verteilt, singen mit einigen Dazugestoßenen und verzehren die Leckereien. Mit zitternden Knien erreiche ich den Tisch des Lesesaals Nummer 2 und übergebe der strengen Frau meine Zettel. Sie hustet und bedeutet mir, die Abteilung mit den deutschen Büchern sei erst wieder im Oktober verfügbar. „Welches Jahr?“, höre ich mich noch fragen, dann ist alles schwarz, tiefschwarz.

Ich erwache in einem Krankenhausbett. Nachdem ich unwillkürlich nach Leber und Nieren getastet habe (man weiß ja nie), fällt mein Blick auf den Nachttisch. Durch eine Konfektschachtel ist der Titel des dahinter liegenden Buches halb verdeckt: „... erbrechen und Strafe.“ Meine Güte, denke ich schwach, wenn das eine Überschrift wäre, fände ich die total abgeschmackt.

Juni 2004

„Die Wohnung ist ein Geschenk“

Ein Streifzug durch die Lebenswelten der Hauptstädter

Von Julia Dornhöfer

Graue Wohnblocks mit bis zu 21 Stockwerken ragen dicht an dicht uniform in den Himmel. Der Treppenaufgang wird von Unkraut auseinander gesprengt, einer der beiden Lifte ist kaputt. „Meine Kollegen wohnen etwas anders“, sagt sie ein bisschen schüchtern, während sie die erste der zwei Türen zu ihrer Wohnung aufschließt. „Aber ich fühle mich hier sehr wohl.“ Galina Worobjowa arbeitet als Übersetzerin für das Schweizer Unternehmen Clariant. Seit elf Jahren lebt sie in Bratejewo, einem „Schlafviertel“ im Südosten der Stadt. „Die Menschen gehen früh morgens zur Arbeit und kommen spät abends wieder. Eigentlich schlafen sie hier nur“, erklärt sie. Galina selbst braucht täglich eineinhalb Stunden bis ins Büro, im Winter meistens zwei.

Flugs schlüpft sie in die Hausschuhe, kurz darauf zieht der Duft von frischen Früchten und Torte aus der Küche ins Wohnzimmer. „Die Wohnung ist wie ein Geschenk“, sagt sie lächelnd. Während der Tee zieht, erzählt sie von früher. Nach ihrer Hochzeit ist sie mit ihrem Mann in eine Kommunalka gezogen. Eine Toilette, eine Küche für 26 Personen. Als ihre Tochter zur Welt kam, lebte die Familie in einem 13 Quadratmeter großen Zimmer.

Damals herrschte akute Wohnungsnot in Moskau. Immer mehr Menschen kamen auf der Suche nach einer besseren Zukunft in die Stadt. Als Reaktion auf die Wohnverhältnisse legte die Regierung eine Norm fest. Jedem Bürger sollten fünf Quadratmeter Wohnfläche zustehen. Doch die Realität lag bei vielen noch darunter. Man konnte sich auf eine Warteliste für eine größere Wohnung setzen lassen. Die Wartezeit betrug im Durchschnitt 20 Jahre.

Auch Galinas Name stand lange auf einer Warteliste. Bevor sie zu Clariant wechselte, arbeitete sie in einem Forschungsinstitut für Baumwollverarbeitung. Die 32-Quadratmeter-Wohnung in Bratejewo gehörte dem Ministerium für Leicht-



Foto: Julia Dornhöfer

industrie, dem das Institut unterstellt war. Die Übergabe der Wohnung an einen Mitarbeiter des Instituts war eine der letzten Amtshandlungen, bevor das Ministerium während der Perestrojka aufgelöst wurde.

Nur ein Problem hat sich in die deutsche Idylle eingeschlichen. Die Parkplätze werden knapp.

Mittlerweile hat sie die Wohnung „privatisiert“. Sie zahlt keine Miete mehr und darf darüber verfügen, wer sie nach ihrem Tod erhält. Allerdings ist sie nicht Eigentümerin. Wem die Wohnung oder das Haus gehört, weiß sie nicht. Der Stadt vermutlich. Aber wer es auch ist, sie hofft, dass er nicht beschließt, das Haus noch zu ihren Lebzeiten abzureißen.

Ein Stück Deutschland in Moskau: Die Appartements des Deutschen Dorfes am südlichen Stadtrand bieten Weststandard.

Auf die Frage, warum ein Teppich an der Wand über dem Bett hängt, antwortet sie etwas verlegen. „Das ist wohl noch eine alte Angewohnheit von früher. Er hält die Wärme drinnen und die Ohren der Zimmernachbarn draußen.“

Heute lebt es sich in Kommunalkas etwas besser. Zu Hause bei Andrej Bratuchin sieht es eher wie in einer Studenten-WG aus: Im Flur stapeln sich Kartons, und das Geschirr in der Spüle gehört offensichtlich unterschiedlichen Besitzern. Insgesamt sechs Personen bewohnen 200 Quadratmeter mit einem Badezimmer und einer Küche.

Vor drei Jahren kam der 29-Jährige aus dem 450 Kilometer entfernten Tambow nach Moskau. Im Herbst letzten Jahres zog seine Schwester mit einer Freundin nach.

Zu dritt wohnen sie in einem knapp 23 Quadratmeter großen Zimmer. Die Einrichtung ist spartanisch: Schreibtisch, Kühlschrank, Kleiderschrank, ein Doppelbett, ein Feldbett.

Für Privatsphäre bleibt da natürlich kaum Platz. Aber es soll ja auch nur eine Übergangslösung sein. Andrej ist froh, dass er von Tambow aus überhaupt eine Unterkunft gefunden hat. Er hatte Glück mit seiner Vermittlungsagentur. Einige seiner Bekannten haben schon viel Geld bezahlt, aber immer noch keine Wohnung. Der Moskauer Wohnungsmarkt ist besonders in den Provinzen ein heißes Geschäft.

Über Platzmangel kann sich der evangelische Gemeindepfarrer Fridtjof Amling hingegen nicht beschweren. Er bewohnt mit seiner Frau und zwei Kindern eine 180 m²-Wohnung mitten im Deutschen Dorf.

Die Appartement-Enklave erhebt sich auf einem Hügel im Süden der Stadt, nahe der Metrostation Jugo-Sapadnaja. Hinter der Passkontrolle am Eingang ist Russland zu Ende: kein abblättrender Putz, keine in Eigenregie verkleideten Balkone, gerade Linien und Kanten, gepflegte Grünflächen. Das Viertel existiert fast autonom. Nur für Einkäufe und den Weg zur Poststelle muss man das eingezäunte Gelände verlassen.

In zwei Wohnblocks, dem „Plattenbau“ und dem „Zickzackhaus“, einer moderneren Stahl-Beton-Konstruktion, befinden sich insgesamt 400 Wohnungen. Hauptsächlich sind deutsche Geschäftsleute oder Mitarbeiter der Botschaft anzutreffen. Aber auch Italiener und Spanier gehören zur Nachbarschaft der Amlings. Der Plattenbau ist ein Relikt alter Tage, als das

Grundstück noch in DDR-Besitz war. Heute gehört es dem deutschen Finanzministerium. Die Wohnungen drüben seien auch nicht schlecht, erzählt Amling. Allerdings sind die Zimmer höchstens 16 Quadratmeter groß. Deswegen zog die Familie um. Ihr neues, geräumiges Wohn-Esszimmer im Zickzackhaus bietet genügend Platz für die regelmäßig stattfindenden Gemeindeanlässe. Man fühlt sich rundum wohl. Nur ein Problem hat sich in die deutsche Idylle eingeschlichen, denn auch im Deutschen Dorf geht der Trend zum Zweitwagen. Die Parkplätze werden knapp. Vielleicht sollte man eine Norm festlegen, wie viele Quadratmeter Parkfläche einem deutschen Bürger zustehen.

Dezember 2002

„Die Russen sind ein Gewinn für Berlin“

Der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit im MDZ-Interview

Berlin erinnert heute immer mehr an die 20er Jahre, als die russische Minderheit das öffentliche Leben der Stadt mitprägte. Im Interview mit der MDZ spricht Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit über die Integration der russischen Mitbürger und mentale Besonderheiten einer echten „Berliner Schnauze mit Herz“.

Die russische Minderheit in Berlin wächst von Jahr zu Jahr. Wie integrieren Sie Hunderttausende Menschen aus Osteuropa?

Wir sehen Berlin als eine internationale Metropole. Dazu gehört, dass man die Anwesenheit von Menschen aus vielen Ländern rund um den Globus als Gewinn betrachtet. Das gilt auch für die zahlreichen Russinnen und Russen, die in Berlin leben. Sie sind insbesondere eine Bereicherung des kulturellen Lebens, und sie sind den Berlinern gegenüber sehr offen. Außerdem sind sie ein Bindeglied in ihr Heimatland. Russ-

land ist dabei, sich aus der Krise seiner Wirtschaft herauszuarbeiten, und nicht erst dadurch wird es ein interessanter Partner für unsere Stadt. Berlin ist seit langem Partnerstadt der russischen Hauptstadt, und unsere Beziehungen nach Moskau sind erfreulich lebendig.

In Berlin soll ein Denkmal für die Opfer des Holocaust entstehen. Wie steht es denn um die sowjetischen Gedenkstätten in der Stadt?

Für das Holocaust-Denkmal ist die Planung abgeschlossen, und es ist klar, dass es im nächsten Jahr gebaut wird. Das Projekt hat nationale Bedeutung. Die Ehrenmale der Sowjetunion in Berlin und in Deutschland haben dagegen eine andere Qualität. Wir pflegen und erhalten sie nicht nur, weil wir dazu verpflichtet sind, sondern weil sie ebenfalls Teil unserer Geschichte sind. Und sie sind natürlich, wie beispielsweise das jetzt renovierte Mahnmahl in

Berlin-Treptow, auch zu einem Gutteil Friedhöfe für Tausende Soldaten.

Sie gelten als waschechter Berliner. Was erwartet die Russen denn, wenn sie mit einem echten Berliner zusammentreffen?

Ich würde sagen, der Berliner gilt als fix mit der Zunge, und er wirkt auf den ersten Eindruck auch ein wenig spröde. Aber wenn man sich auf ihn einlässt, dann wird rasch spürbar, dass er ein „Herz mit Schnauze“ ist, wie es im Jargon heißt. Und dann gibt es noch eine alte Redensart, die sagt, ein echter Berliner käme aus Breslau. Er muss also nicht zwangsläufig hier geboren sein, denn die Berliner haben es nicht ganz so schwer, Zugereiste als Mitbürger voll und ganz zu akzeptieren. Ich hoffe, dass die Russinnen und Russen in Berlin solche Erfahrungen machen.

Das Interview führte
Ludmilla Kolina.

April 2005

Foto: Grigorij Kroschin



Sowjetbürger in Berlin

Wladimir Kaminer lebt in zwei Welten

Er ist der berühmteste Russe Deutschlands. Erst erfand Wladimir Kaminer den Berliner Klub „Russendisko“, dann wurde er zum Erfolgsautor. Ein Gespräch über sein Leben als Emigrant, seine Abneigung gegen gekünstelte Kultur und die russische Übersetzung seines ersten Buchs gesprochen.

Herr Kaminer, stimmt es, dass Sie bei Ihrer ersten Lesung umgekippt sind?

Ja, das stimmt. Ich war furchtbar aufgeregt, weil ich in einer fremden Sprache vorlas und meine Aussprache schrecklich war. Dann bin ich bewusstlos geworden und mit dem Nacken gegen einen Heizkörper geprallt. Nach drei Minuten kam ich wieder zu mir. „Willst du nach Hause?“, fragten meine Kollegen. „Nein“, sagte ich, „ich trete auf.“ Danach habe ich ein halbes Jahr nur im Sitzen vorgelesen. Irgendwann hieß es dann: „Kaminer, das ist doch dieser Typ, der immer im Sitzen vorliest.“ Ohnmächtig geworden bin ich nie wieder.

Vielleicht, weil sie sich inzwischen nicht mehr wie ein Ausländer fühlen?

Im Alltag bleibe ich Russe. Ich bin ja als erwachsener Mensch hierher gekommen, als Sowjetbürger. Nehmen wir meine Frau Olga. Die hatte immer nur Opern gehört, aber in Deutschland kramte sie plötzlich Aufnahmen von Wladimir Wyssozkij unter dem Sofa hervor, etwa zwanzig Kassetten. Egal, an welcher Stelle wir Reinhören: Wir können die Texte auswendig! Das sind Erinnerungen aus einem früheren Leben, die gehen nicht einfach weg.

Halten Sie sich für einen russischen oder einen deutschen Schriftsteller?

Ich schreibe auf Deutsch über deutsche Themen, deshalb halte ich mich zweifellos für einen deutschen Schriftsteller. Oder besser, einen europäischen.

Gleichzeitig stecken Ihre Bücher voller Anspielungen auf die Sowjetunion.

Natürlich, das ist ja auch ein Teil meines Lebens. Wahrscheinlich werde ich nie aufhören, über die Sowjetunion zu schreiben, obwohl sie gar nicht mehr existiert. Als ich an meinem zweiten Buch arbeitete, an „Militärmusik“, dachte ich zuerst: Wen soll eigentlich im aufgeklärten Europa dieser alte Sowjetkram interessieren? Aber es interessiert die Leute!

Nehmen Deutsche und Russen Ihre Geschichten unterschiedlich auf?

Natürlich. Die Russen leben in einer anderen Welt, die verstehen überhaupt nicht, worüber ich schreibe.

Trotzdem wurde „Russendisko“ auch in Russland veröffentlicht.

Wenn man die Übersetzung mit dem Original vergleicht, ist sie einfach unreal. Da verschwinden ganze Absätze, zusammen mit dem Sinn. Da steht oft totaler Unsinn. Ein Beispiel: Irgendwo beschreibe ich, wie ein Zug zum Stehen kommt, weil eine Leitung schmilzt und einen Kurzschluss verursacht. Im Original heißt es: „Die Leitung fiel aus.“ Und in der russischen Übersetzung: „Der Leiter kam.“ Es gibt viele solche Beispiele.

War die Übersetzung für Sie nicht eine Art Rückkehr in die Heimat?

Welche Heimat? Unser altes Haus steht nicht mehr, nichts aus meinem früheren Leben ist geblieben. Moskau hat sich dermaßen verändert, dass ich es nicht wieder erkenne. Deshalb löst die Veröffentlichung meines Buches dort bei mir nicht gerade Schauer aus – zumal nicht in der Form, wie es gemacht wurde.

Sind Sie überhaupt an russischen Ausgaben Ihrer Bücher interessiert?

Ich bin daran interessiert, dass meine Bücher sowohl auf Russisch als auch auf Nichtrussisch erscheinen. Ich unterteile meine Leser nicht nach Nationalitäten.

Haben Sie am Jahr der Deutschen Kultur in Russland teilgenommen?

Nein. Wir haben es boykottiert. Diese ganze Veranstaltung war doch komplett ausgedacht. Ein paar Beamte ernannten 2004 zum Deutsch-Russischen Kulturjahr, wen soll das interessieren? Die Journalisten überrannten mich und meinen Kollegen Jurij Gurdshij, den Mitbegründer der „Russendisko“, mit Anfragen. Wir antworteten, dass für uns jedes Jahr sowohl kulturell als auch deutsch-russisch ist – wozu brauchen wir da diese Veranstaltung?

Haben Sie eigentlich schon in Russland angefangen zu schreiben?

In Moskau und anfangs auch in Deutschland habe ich mich mehr mit Theater beschäftigt. Ich war Dramatiker, Tontechniker, Schauspieler und Regisseur. Das habe

ich dann aber irgendwann aufgegeben, zusammen mit der Kunst als solcher. Weil sie irgendwie zu „gekünstelt“ ist, sowohl in Russland als auch hier. Im Westen allerdings stärker. Hier herrscht eine Kunst des Selbstausdrucks, eine Kunst der Nachäfferei.

Ist Ihre Disko nicht auch Theater?

Doch, und meine Lesungen auch. Aber bei mir gibt es weder auswendig gelernte Texte noch Bühnenbilder noch Kostüme. Es ist ein ehrliches Theater. Man liest vor, und wenn dem Publikum etwas nicht gefällt, kann es einen von der Bühne vertreiben. Man muss die Leute unterhalten, sonst gehen sie Bier trinken oder klettern selbst auf die Bühne.

Warum mögen Sie Berlin so sehr?

Berlin passt zu meinem Temperament. Jedenfalls Prenzlauer Berg, der Bezirk, in dem ich wohne. Dort sind alle Leute so ... na ja, langweilig. Sie haben eher ein nördliches Temperament als ein östliches oder westliches. Ruhige Pessimisten. Mich kennt dort zwar jeder, aber niemand kümmert sich um mich. Dort könnte sogar Leonardo DiCaprio rumrennen, und allen wäre das völlig egal.

Hat sich die Einstellung der Deutschen zu Russland verändert?

Es vollzieht sich da ein natürlicher Prozess: Die Grenzen zwischen den Staaten verschwinden, und Menschen, die vor kur-

zem noch nichts voneinander wussten, kommunizieren miteinander und tauschen Erfahrungen aus. Ich glaube, dass sowohl die Deutschen als auch die Russen in letzter Zeit zu spüren anfangen, dass sie auf menschlicher Ebene viel mehr Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten haben als Unterschiede. Deshalb möchten sie mehr übereinander erfahren, auch im Hinblick auf ihre Kultur. Und dafür arbeite ich, sowohl mit meinen Büchern als auch mit meiner Musik.

Das Interview führte
Grigorij Kroschin.

Kommentar

März 2004

Trügerische Stabilität

Von Stefan Koch

Es war nicht nur von oben geplant, sondern auch von der breiten Mehrheit gewollt: Wladimir Putin bleibt Russlands Präsident. Man darf annehmen, dass die Russen ihn mit Überzeugung gewählt haben – weil Putin ihnen zurückgibt, wonach sie sich jahrelang sehnten: wirtschaftliche Stabilität, pünktliche Auszahlungen von Löhnen und Renten und eine Rückbesinnung auf die Größe Russlands.

So manchem Beobachter aus dem Westen erscheint diese Haltung anachronistisch. Sie verweisen auf die eingeschränkte Pressefreiheit und die Menschenrechtsverletzungen im Kaukasus. Diese Mängel sind auch den Russen bewusst, und sie können ergänzen, dass es weder eine unabhängige Justiz gibt noch eine Machtbalance zwischen den beiden Parlamentskammern. Dennoch erscheint der Mehrheit ihre gegenwärtige Lage besser als das Leben in den neunziger Jahren, als der abstrakte Begriff „Anarchie“ schreckliche Wirklichkeit wurde. Es gab Städte und Regionen, in denen Bürgermeister und Gouverneure nach Gutsherrenart herrschten und sich Kriminelle zu Arbeitgebern aufschwangen.

Dass die Masse das Gefühl hatte, den radikalen Umwälzungen und den „Neuen Russen“ ausgeliefert zu sein, wurde im Westen unterschätzt.

Putin führte die verunsicherten Menschen zurück ans Licht. Sie können wieder davon ausgehen, dass Verträge gehalten werden, dass Gerichtsurteile nicht mehr so leicht durch Bestechungsgelder beeinflusst werden können. Die Behörden im Land richten sich wieder nach Moskau, der Staat kehrt ins Alltagsleben zurück. Nicht zuletzt hat es Putin verstanden, den Menschen ihre Würde wiederzugeben: Die Leistungen, die sie in der Sowjetunion erbrachten, gelten im Rückblick nicht mehr als völlig vergebens. Damit dreht Putin das Rad der Geschichte ein bisschen zurück, um einen neuen Anlauf in die Moderne zu nehmen.

Für Berlin bedeutet das Wahlergebnis weitere vier Jahre Verlässlichkeit in der Zusammenarbeit mit Russland. Putin will den wirtschaftlichen Rückstand seiner Heimat aufholen – und dabei sollen ihm die Partner im Westen helfen, allen voran Deutschland. Offensichtlich mit Erfolg: Die Handelsströme erreichen ungeahnte Ausmaße, Westeuropa kann sich glücklich

schätzen, in Russland einen alternativen Erdöllieferanten gefunden zu haben. Bundeskanzler Gerhard Schröder beeilte sich denn auch bei seinem Besuch in Paris, gemeinsam mit Präsident Jacques Chirac, seinem Duzfreund überschwänglich zu gratulieren.

Doch der Preis für das gute Einvernehmen ist hoch. Denn was so manchem Russen im Moment nur ein Achselzucken wert ist, rüttelt im Westen an den Grundfesten. Auf Dauer kann der Westen die Menschenrechtsverletzungen in Tschetschenien und die Einschränkung der Bürgerrechte im gesamten Land nicht ignorieren. Russland als Mitglied im Europarat und in der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa muss sich an europäischen Werten messen lassen. Berlin ist gut beraten, die nächsten Putin-Jahre für einen konstruktiven und kritischen Dialog mit Moskau zu nutzen. Denn der Präsident ist auf dem besten Weg, seine Heimat nachhaltig zu prägen. Niemand vermag zu sagen, wer 2008 sein Erbe antritt. Aber Deutschland kann mit dabei helfen, dass diese Frage von der gesamten russischen Bevölkerung beantwortet wird – und nicht nur von Kremlstrategen.

Март 2008

Наследники доктора Гааза

27 марта в Берлине на ежегодной встрече членов Германно-российского форума состоится торжественное вручение престижной премии имени Фридриха Йозефа Гааза. В этом году одним из двух ее лауреатов станет Анна Хофинга, председатель правления совместной российско-германской благотворительной деятельности на службе людям Russlandhilfe e.V. Накануне торжественной церемонии редактор MDZ/МНГ Ольга Силантьева задала госпоже Хофинга несколько вопросов о ее работе на благотворительной ниве в России.

Что Вы почувствовали в первый момент, узнав о присуждении Вам премии им. Гааза?

Мне сообщил об этом господин фон Штудниц на праздновании Дня объединения Германии, 3 октября в Посольстве ФРГ в Москве. В прошлом году этой премии был удостоен Михаил Горбачев, поэтому я засомневалась, достойна ли ее? Между нами такая огромная разница. Мы, конечно, тоже делаем большую работу на благо людей. Но это несравнимо с тем, что Горбачев сделал в масштабах мира.

Но ведь вы по роду своей деятельности как раз-таки продолжаете дело доктора Гааза...

Да, конечно, мы тоже работаем с заключенными, а доктор Гааз именно им посвятил всю свою жизнь и состояние.

Вы тоже вкладываете свои собственные средства?

Нет, но когда работаешь в социальной сфере, то зарабатываешь не так много, как, например, в коммерческой фирме.

В Вашей работе Вам приходится заботиться о деньгах?

Конечно, нам приходится заниматься всем. Контакты со спонсорами обычно ведет наш исполнительный директор г-н Хофф в Германии. Я тоже раньше этим занималась, когда только начинала работать в Russlandhilfe. Все время



Foto: Russlandhilfe

Анна Хофинга с русским мальчиком Ваней

моталась из Германии в Россию и обратно, рассылала письма жертвователям, общалась с ними. Этим нужно заниматься, если хочешь иметь стабильную организацию. Спустя семь лет эту задачу взял на себя г-н Хофф в Германии, тогда как я большую часть времени провожу в России.

И теперь Ваша организация – одна из крупнейших...

Да, по крайней мере, среди частных немецких благотворительных организаций, работающих в России. Есть, конечно, и более крупные, как например, Caritas или Красный Крест, но их чаще всего поддерживает церковь или государство. Мы же рассчитываем только на благотворительную помощь.

Какие перемены Вы отметили за эти годы в желании немцев помогать малообеспеченным и нуждающимся русским?

Я бы не сказала, что сейчас помогают меньше, чем в начале 1990-х. У нас есть

очень верные дарители. Но были, конечно, и трудные времена, когда, например, в Германии наступил экономический кризис и многие из наших постоянных жертвователей потеряли работу. Тогда объем пожертвований сократился примерно на треть. Сейчас ситуация снова выравнивается.

Как Вы оцениваете ситуацию в России? Насколько активно жертвуют россияне?

У нас было всего несколько пожертвований от россиян, и то они были каким-то образом связаны с Германией, например, с работой в немецких фирмах. Мы предпринимали попытки привлечь русских спонсоров, но всегда сталкивались с вопросом: «Что я получу, если я помогу Вам?». То есть: как я смогу улучшить, например, свой имидж, помогая больному ребенку? И в этом – главное отличие от германских спон-

соров, которые по большей части являются не богачами, а совершенно обычными людьми, часто – пенсионерами. И они жертвуют нам иногда только по десять евро в год из своей пенсии, но если таких людей много, то это для нас уже большая поддержка. В России культура пожертвований еще не развита.

Связано ли это с тем, что у нас не отрегулирована система благотворительности?

Это связано со многими факторами. Необходимо отрегулировать всю систему: как можно вносить пожертвования, как должны работать благотворительные организации. Кроме того, должны быть разработаны особые налоговые условия для благотворителей. Государству это также выгодно. Причем даже если пожертвование вносится для помощи людям в другой стране, это помогает развитию дружественных отношений между государствами, ликвидации последствий войны. Сейчас очень многие люди, пережившие войну, являются нашими дарителями. После войны они получали помощь из Америки, а сейчас им хочется самим помочь России. Об этом они говорят совершенно открыто.

Как Вы выбираете проекты?

Они чаще всего сами нас находят. Мы консультируем, сопровождаем, оказываем профессиональную поддержку, обеспечиваем обмен опытом. Многие узнают о нас по «сарафанному радио». Так, например, во время кризиса 1998 года мы проводили акцию по обеспечению продовольствием заключенных. В ходе ее проведения мне рассказали о женской исправительной колонии в Рязани. Ее директор начал искать пути дополнительного обеспечения продовольствием и начал выращивать овощи на территории колонии. Тогда мы спросили его, чем наша организация может ему помочь? Он сказал, что есть недостаток в белковой пище. Мы купили ему 20 коров, через пару лет их количество удвоилось, появилось свое скотоводческое хозяйство, где могли работать заключенные, что было для них своеобразной трудовой терапией. Я хочу подчеркнуть, что мы стараемся отталкиваться от идей самих русских. Так, например, этот директор колонии как-то за чашкой чая рассказал мне о своей мечте создать реабилитационный центр для сирот, которые совершенно не под-

готовлены к жизни и часто попадают в криминальную среду. Мы поддержали этот проект, позже его смогло поддержать и государство. В старой казарме мы организовали квартиру на восемь человек. Там поселились сироты, которые под наблюдением взрослых учились самостоятельной жизни, работали, проходили курс школьной программы.

У Вас много сотрудников?

В германском бюро Russlandhilfe e.V. работает 2 человека, в российском центре социального развития и самопомощи «Перспектива», который является нашим партнером, – 7 сотрудников. Здесь, конечно, нужно больше людей, так как объем бюрократической работы очень большой.

Почему Вы начали работать в России?

Я училась в России еще во времена Брежнева. По специальности я – учитель русского и немецкого языков в гимназии. После возвращения в Германию поддерживала отношения со своими русскими друзьями, в 1990 году они попросили меня помочь с обеспечением детей продуктами питания, так как боялись голодной зимы. Мы призвали оказать благотворительную помощь и собрали столько денег, что смогли привезти в Россию 25 тонн продовольствия, а также огромный контейнер с одеждой. Я сама сопровождала груз и побывала тогда на Урале, в Одессе, Санкт-Петербурге, Москве и многих других городах.

Что означает эта премия для Вас?

Благотворительная деятельность в Германии пользуется всеобщим уважением. Ценится то, что ты делаешь. В России с самого начала и до сегодняшнего дня я сталкиваюсь с косыми взглядами в мою сторону. Это лишает сил, необходимых для работы. Такая высокая премия и признание дают новый импульс для работы. Тогда думаешь: может, то, что ты делаешь, все-таки нужно людям.

Наша справка.

В 1994 году Германно-российским форумом была учреждена престижная премия имени доктора Фридриха Йозефа Гааза. Премия присуждается ежегодно представителю общественных или политических кругов, внесшему наиболее весомый вклад в углубление взаимопонимания между народами двух стран.



62

процента немцев видят в России мировую державу. Еще 10 лет назад убежденных в этом было менее 50%. 77% россиян сегодня вовсе не сомневаются в величии своей страны. Таковы данные опроса общественного мнения, проведенного в Германии и России накануне проведения VIII «Петербургского диалога», проходящего в городе на Неве в начале октября 2008 года. Опрос показал, что россияне испытывают к немцам заметно больше симпатий, чем наоборот. «Немцы мне нравятся» – так ответили 45% опрошенных в России. Взаимностью им отвечает только четверть жителей Германии. 35% немцев россиян недолюбливают. Пока. Подобные «Петербургскому диалогу» встречи граждан двух стран могут и должны изменить картину. (Октябрь 2008)

132

евро в месяц должно хватать на существование посчитал осенью 2008 года профессор из восточно-германского городка Хемниц Фридрих Тиссен и предложил уменьшить пособие по безработице, которое сегодня составляет 351 евро. Тиссен в своем исследовании учел расходы на питание, приобретение одежды, предметов гигиены и развлечения, вроде расположенной неподалеку городской библиотеки и от случая к случаю кинотеатра, правда, строго в день скидок. Квартплата и страховка в исследовании не учитываются – их оплачивает государство. Алкоголь и сигареты также не учитываются: пособие по безработице тратить на то, что вредит здоровому образу жизни, не предполагается. (Сентябрь 2008)

Oktober 2007

Im Morgenland der Pädagogik

Ein Tag an der „Schule der Zukunft“, Moskaus ambitioniertestem Bildungsprojekt

Die Zukunft der Schule ist für 1 400 Kinder im Stadtteil Presnja bereits Gegenwart. Sie lernen seit 1. September an der „Schule der Zukunft“, einer staatlichen Ganztagschule mit der Nummer 2030. Und das heißt: Laptop für jeden, zwei Lehrer pro Klasse, Tafeln sind abgeschafft. MDZ-Autorin Valeria Hoffmann hat einen Schultag protokolliert.

8.35 Uhr: Dascha kann nicht länger warten, keine Sekunde. Bevor ihr Vater, der sie zur Schule gebracht hat, aus dem Auto gestiegen ist, rennt die Erstklässlerin bereits los, auf das Schulgebäude zu. Am Eingang bleibt sie kurz stehen, dreht sich um und winkt hastig. Der Papa lacht: „Am ersten Schultag waren die Eltern noch wichtig, aber jetzt ...“

8.40 Uhr: Der Unterricht in der „Schule der Zukunft“ fängt um 9 Uhr an. Die Schüler treffen nach und nach ein. Früher haben sie zwei alte Schulen besucht, an deren Stelle nun der Neubau steht. Wachmänner und einige Lehrer begrüßen die Kinder. Chipkarten für den Eintritt wie anderswo gibt es nicht und erst recht werden keine Fingerabdrücke genommen, wie Journalisten vermutet hatten. Dafür sind jedoch fast überall Kameras angebracht. Die Wachen haben so das gesamte Gebäude im Blick.

8.45 Uhr: Auf dem Weg in die Garderobe kommen die Schüler an einem Plakat vorbei, das Ratschläge für den Ernstfall erteilt: wie man sich als Geisel verhält oder was bei einem Gebäudeeinsturz zu tun ist. Zu den Klassenräumen geht es durch die helle, geräumige und dennoch gemütliche Eingangshalle. In der Mitte befindet sich ein großer Globus. Die kleinsten Schüler schaffen kaum den Blick hinweg über den blauen Planeten – in den Pausen wird die Welt eben auf Zehenspitzen erkundet.

8.50 Uhr: Vor den Aushängen mit den Stundenplänen bildet sich langsam eine



Foto: Valeria Hoffmann

Schülertraube. „Was habe ich gleich nochmal?“ Ein Mädchen spielt nachdenklich mit seiner Lippe und versucht, sich auf den Blättern zu orientieren. „Komm schon, wir müssen noch in den dritten Stock“, rufen ihre Freundinnen fast im Chor. In Kürze sollen die Stundenpläne auch im Internet zu sehen sein: Die schuleigene Homepage ist bereits in Arbeit.

9.15 Uhr: Kunstunterricht in der achten Klasse. Das bedeutet heute: fühlen, erkennen – und nach Lust und Laune kleckern. Statt langer Vorträge über das Leben und Werk des Malers Jackson Pollock bringen die Schüler ihre eigene emotionale Welt auf die Leinwände. „So lernen sie am besten, was der Maler gefühlt hat und was er uns zeigen wollte“, erklärt die Lehrerin Oxana Pschenitschnaja. Unterricht, bei dem die Schüler nicht nur Zuhörer, sondern Akteure sind, ist das Konzept der Schule. Ein

„Und nun schlägt bitte eure Laptops auf.“ In der „Schule der Zukunft“ ist der Computer tatsächlich „personal“.

Konzept, das die Lehrer selbst erst einmal lernen mussten. Im Lehrerzimmer hängen Merkzettel mit Lehrmodellen aus unterschiedlichen Nationen: Finnland, England und auch Deutschland. Eigene Erfahrung soll den Schülern helfen, Lehrinhalte zu verinnerlichen. Die Erfahrung der jungen Künstler ist laut und bunt, ihr Lachen dringt durch die offene Tür auf den Flur. Gestank sollen sie malen, so die ungewöhnliche Aufgabe. Niemanden stört, dass die Farbspritzer nur so durch die Luft fliegen.

9.55 Uhr: Die zweite Stunde beginnt, aber für die 6b kann sie gar nicht schnell genug vorbei sein. Eigentlich ist Erdkunde angesagt, doch nebenbei werden die Kin-

der geimpft. Die Schulkrankenschwester „entführt“ erst die Jungen, später holt sie dann die Mädchen ab. Regelmäßige Untersuchungen und Impfungen sind in der Schule Pflicht. Ein ganzes Team von Ärzten und Psychologen kümmert sich sowohl um die Vorbeugung als auch die Betreuung, wenn wirklich jemand krank wird. Es gibt sogar einen Ernährungsberater.

10.05 Uhr: Der Hälfte der Klasse, die gerade nicht beim Impfen ist, kündigt Erdkundelehrer Georgij Nischaradze das Thema der Stunde an: Google Earth und das Koordinatensystem. Zwei Schülerinnen öffnen den dunklen Holzschrank in der Ecke des Klassenzimmers und teilen hochwertige weiße Laptops aus: jedem einen. „Wir haben so viele Laptops eingekauft, wie wir Schüler haben. Dann gibt es noch einige in der Ersatzkammer, falls mal welche kaputt gehen oder die Schülerzahl steigt“, erklärt Direktorin Natalja Rjabkowa. Die Sechstklässler haben ganz offensichtlich Übung im Umgang mit dem Computer. Nur das Programm auf dem Desktop finden nicht gleich alle. An die Wand projiziert wird der Bildschirm des Lehrercomputers. Die dunklen Tafeln und die dazugehörigen Kreidewolken, von jeher der Inbegriff jedes Klassenzimmers, fehlen. Wenn doch einmal etwas von Hand geschrieben werden soll, stehen Flipcharts oder Weißwandtafeln auf Schienen zur Verfügung. Nischaradze ist nicht der einzige Pädagoge im Raum: In der hintersten Reihe sitzt Andrej Slobodin. Auch das gehört zum neuen Unterrichtskonzept: zwei Lehrer pro Klasse. Nischaradze führt den Unterricht, während Slobodin den Kindern zwischendurch eine Aufgabe erklären kann.

10.40 Uhr: Große Pause. Essenszeit für die fünften bis siebenten Klassen. Die Grundschüler haben bereits nach der ersten Stunde gefrühstückt. Frühstück und Mittagessen sind bis zur neunten Klasse kostenlos.

11.00 Uhr: Musik in der ersten Klasse. Ganz vorsichtig setzen sich die Kleinen hinter die langen Tische, auf denen Laptops und Keyboards liegen. Im Gegensatz zu ihren älteren Mitschülern fassen sie die Laptops nicht sofort an, auch die Tastatur des Keyboards scheint tabu. „Die wissen ja gar nicht, dass sie die Technik überhaupt benutzen dürfen“, lacht Musiklehrerin Nadeschda Smirnowa. Heute führt sie der Klasse ein neues Instrument vor, auf das sie besonders stolz ist: den Soundbeam.



Foto: Tino Künzel

Der Ultraschall-Strahl des Instruments fängt Bewegungen der Kinder ein und setzt sie in Musik um. Es wird laut im Raum. Mit Gekreische und leuchtenden Augen strecken die Erstklässler die Hände nach dem Gerät aus, um ihm Töne zu entlocken.

11.45 Uhr: Kaum hat es zur Pause geklingelt, rast die Klasse zu der bunten Spielecke im Flur. Doch bevor die Burg aus übergroßen Legosteinen erstürmt wird, müssen erst noch die Schuhe ausgezogen werden, die sich dann am Teppichrand türmen.

12.00 Uhr: Vorbeigehende Viertklässler blicken mit erwachsenem Kopfschütteln auf das spielerische Chaos. Doch ihr nächstes Klassenzimmer sieht kaum anders aus als die Spielecke der Kleinen. „Psychologisches Training und motorische Fähigkeiten“ lautet der ungewohnte Name des Unterrichts. Die Grundschulpsychologin Inna Kalodjaschnaja begrüßt die Kinder in einer Klasse mit Sitzkissen, kleinen bunten Tischen und viel Spielzeug zum Basteln. Der Unterricht trainiert das Gedächtnis, die Koordinationsfähigkeit und dient gleichzeitig zur Entspannung.

13.15 Uhr: Biologielehrerin Olga Hatyb-Sade schaut durchs Mikroskop. „Das sind richtige Forschungsgeräte, damit kann man wirklich wissenschaftlich arbeiten“, schwärmt sie und fügt hinzu: „Für

Schon das Äußere verrät:
Hier ist man kreativ.

Lehrer, die an herkömmlichen russischen Schulen gearbeitet haben, ist das hier eine wahre Erholung.“

15.35 Uhr: Nach dem regulären Unterricht haben die Schüler die Qual der Wahl, können malen, töpfern, Sport treiben, beim Debattier- und Rhetorikclub oder auch im Verlag für junge Journalisten mitmachen. „Wir haben keinen einzigen Schüler, der nichts für sich entdecken konnte“, sagt Direktorin Rjabkowa. „Aber wenn das mal passiert, gibt es hier überall Sitz- und Arbeitsecken. Dann kann man halt Hausaufgaben machen oder oben in der Bibliothek etwas lesen.“ In der Ganztagschule bleiben die meisten Kinder bis 18 Uhr, manche sogar noch länger.

Der Bau der „Schule der Zukunft“ hat den russischen Staat 1,1 Milliarden Rubel (rund 31 Millionen Euro) gekostet – fast das Vierfache einer gewöhnlichen Schule. Doch die Initiatoren des Projekts halten einzelne Eliteschulen für einen wichtigen Beitrag zum russischen Bildungssystem. „Sie werden Lokomotive der Bildung sein, alle anderen werden nachziehen“, sagt Alexander Gawrilow, Pressechef des Moskauer Bildungsamtes.

September 2005

Die Russen sind schon da

Wie ein Zeitungsartikel hüben und drüben für Furore sorgt

Von Moritz Gathmann

„Hartz IV und Rentenloch waren schon schlimm genug. Jetzt nehmen uns auch noch die Russen unsere Liegestühle weg.“ So beginnt die „Stern“-Titelgeschichte „Die Russen kommen“, die jüngst nicht nur in Deutschland für Aufsehen sorgte. Auf dem Titelblatt wankt ein tätowierter Iwan, „niedrig und robust wie ein T-34-Panzer“, aus dem Wasser, sexy Nataschas „mit Beinen bis unter die Achselhöhlen“ schwingen ihre dünn bekleideten Hüften und ein kleines russisches Männlein schmiert seiner überdimensionierten Frau („schaut aus wie eine Rotarmistin aus einem Kalten-Krieg-Film“) Sonnencreme ins Dekolleté. Der Autor Wolfgang Röhl erspinnt eine reich bebilderte Geschichte von der prolligen russischen Mittelschicht, die mehr und mehr die traditionellen Urlaubsorte der Deutschen in der Türkei und in Ägypten erobert – und wie entsetzt der deutsche Urlauber darüber ist.

Ein typischer Sommerlochartikel, könnte man meinen. Aber dahinter verbirgt sich mehr. Der „Stern“ fährt damit nämlich auf einer in letzter Zeit viel befahrenen Schiene im deutschen Journalismus: negative Berichterstattung über Russen, egal ob in Russland, Deutschland oder der Türkei. Und während die einen platte Schauergeschichten von der Terrorisierung deutscher Kleinstädte durch russische Drogenbanden erzählen und vor der Bildung von Parallelgesellschaften warnen, reproduziert der „Stern“ uralte Klischees vom unzivilisierten russischen Untermenschen, der – einmal hereingelassen – seine destruktive Kraft voll entfaltet. Stimmungsmache gegen Russen scheint in Deutschland salonfähig zu sein.

Peter Jahn, Leiter des Deutsch-Russischen Museums in Berlin-Karlshorst, sieht den Artikel als besonders krasses Beispiel einer Tendenz, die er in Deutschland seit einigen Jahren beobachtet: „Es geht darum, die Russen zu isolieren.“ Dabei ist die Haltung der Deutschen zum Osten

allgemein nie eine besonders positive gewesen, wie auch ein Panel des Deutschen Historikertages 2004 unter dem Thema „Europas Osten in der Wahrnehmung der Deutschen“ feststellte: „Es hat den Anschein, als gebe es auch heute noch wenig anderes als eine diffuse Ablehnung des ‚Ostens‘ – sei es Russland, die Ukraine oder Mitteleuropa – oder eine sozialromantische Verkitschung eben jener Länder.“ Daneben herrschte auch immer die Furcht vor einem Ansturm aus dem Osten, verkleidet als Kommunisten, Billigarbeiter oder neuerdings als Touristen.

Jahn weist auf eine Differenzierung hin, die sich seit der Integration einiger früherer Ostblockländer in die EU gebildet hat: „Besonders seit dem Beitritt von Polen, Tschechien und Ungarn machen wir uns den Blick dieser Länder nur zu gerne zu eigen: Der Russe ist böse.“ Diese Länder, die selbst lang genug die Erfahrung gemacht haben, aus Europa ausgeschlossen zu sein, versuchen nun, ihre Ostgrenze, die im Moment die Grenze der EU ist, auch zur Grenze Europas zu deklarieren.

In der postsowjetischen Geschichtsforschung der ehemaligen Mitglieder des Warschauer Paktes ist es en vogue, die Jahre seit dem Zweiten Weltkrieg ausschließlich als ungewollte Besatzung durch die Sowjetunion zu deuten – obwohl auch diese Länder ihre eigene kommunistische Tradition hatten. Auf der anderen Seite würden nach Jahns Worten auch viele der deutschen Russland-Korrespondenten ihren Beitrag zu dem eindimensionalen Bild beitragen: Sei es Tschetschenien, Georgien oder die Ukraine – der demokratiefeindliche, menschenrechtsverachtende Übeltäter ist immer Russland. Nach einer Erhebung der russischen Botschaft in Berlin waren im vergangenen Jahr etwa 70 Prozent der Berichterstattung über Russland negativen Charakters und nur 10 Prozent positiv. Swjatoslaw Kutschko, Pressesprecher der russischen Botschaft in Berlin, ist deshalb nicht überrascht: „Nur schade, dass ein solcher Artikel wie jetzt

im ‚Stern‘ nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist.“ Er fühlt sich erinnert an die Äußerungen des italienischen Staatsministers Stefano Stefani aus dem Jahr 2003 über die Deutschen, jene „einförmigen, supernationalistischen Blondinen, die lärmend über unsere Strände herfallen“. Doch hatte sich damals sowohl in Italien wie auch in Deutschland ein Sturm der Entrüstung erhoben, an dessen Ende Kanzler Schröder seinen Italienurlaub absagte und Stefani zurücktreten musste.

Den Deutschen fällt es entweder schwer oder sie wünschen es nicht, Russland eine sozial differenzierte Gesellschaft zuzugestehen, von der sich inzwischen immerhin 40 Prozent zum Mittelstand zählen. Im Osten, also hinter dem ehemaligen Eisernen Vorhang, wohnt die Armut – und nicht Menschen, die ähnliche Wünsche, Möglichkeiten und Probleme wie wir haben. Natalia Hantke, eine Berliner Autorin, die Anfang der 90er Jahre nach Deutschland eingewandert ist, empfindet die Berichterstattung über ihre Landsleute als erniedrigend: „Der Russe soll arm sein und sich Urlaub nicht leisten können.“ Lernt Hantke in Berlin Deutsche kennen, hört sie als erste Frage immer: „Wovon lebst Du?“

Deutsche sehen Russen gerne als Wunderkinder am Konzertflügel oder am Schachbrett, spenden für die Opfer von Tschernobyl und Beslan, schwärmen von der atemberaubenden Schönheit der russischen Frauen. Wenn aber die Russen die Westeuropäer nachahmen und beim All-inclusive-Billigurlaub in Antalya die Sau rauslassen, dann ist bald „die ganze Gegend im Arsch“ (Zitat „Stern“). Doch der arrogante Ton von „Die Russen kommen“ hat seine Wurzeln auch in den demographischen Entwicklungen der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Keine Bevölkerungsgruppe hat ein derart schlechtes Image wie die 1,6 Millionen Einwanderer (seit 1995) aus der früheren Sowjetunion. „Viele dieser Menschen kommen aus der tiefsten Provinz“, erklärt Hantke. Die Integration der so genannten



Spätaussiedler gestaltet sich deshalb vielerorts schwieriger, als es sich die politischen Entscheidungsträger der 90er Jahre gedacht hatten.

Ihre Lobby ist zwar zu schwach, als dass sich der „Stern“ Sorgen um einen öffentlichen Aufschrei machen müsste, aber immerhin steht der Artikel an erster Stelle einer russischen Internetseite, die Artikel aus westlichen Zeitungen auf Russisch übersetzt. Die junge Generation der Einwanderer macht ihrem Ärger auf www.rus-chat.de Luft. „Priятная“ (Kunstname im Chat) aus Deutschland urteilt mitleidsvoll, die Deutschen kämen einfach nicht vom Zweiten Weltkrieg los, „Snegurotschka“ aus Österreich versteht die Aufregung nicht ganz: „Warum denn ‚Die Russen kommen‘? Tatü-Tata, die Russen sind schon da!“ Und „Wire“ ist einfach nur stinksauer und möchte „nach so etwas allen Deutschen die Fresse vollhauen“. Und während es von der russi-

In Anapa am Schwarzen Meer sind die Russen unter ihresgleichen. An ausländischen Stränden muss man sich noch an sie gewöhnen.

schen Botschaft keine offizielle Stellungnahme in Richtung „Stern“ gab, bedankt sich das Hamburger Datscha-Projekt, in dem sich russischsprachige Musiker und Künstler versammeln, in einem offenen Brief an die „Stern“-Redaktion für die „bedeutendste journalistische Leistung des ‚Stern‘ seit der Veröffentlichung der gefälschten Hitler-Tagebücher“ und erkennt die Hauptbotschaft des Artikels: „Der hässliche Deutsche ist nicht mehr der hässlichste? Da freut sich die deutsche Seele!“

P.S.: Beim „Stern“ war man übrigens verwundert, dass die Leser „die vom Autoren intendierte subtile Ironie“ nicht verstanden hätten.

.ru

www.uznay-prezidenta.ru

Dumme Sache: In letzter Zeit himmeln Sie den russischen Präsidenten an, haben zu Hause alle Wände mit seinen Porträts tapeziert und seine Fernsehrede von gestern auswendig gelernt. Ist das noch normal? Nein, stopp, lassen Sie sich helfen! Unter www.uznay-prezidenta.ru gibt es sachdienliche Hinweise: „Nicht die Zuneigung der Bürger ist entscheidend für den Präsidenten, sondern dass sie die Rechte anderer achten. Man sollte die Heimat lieben, nicht den Präsidenten.“ Oder: „Wenn du hörst, liest oder siehst, dass man den Präsidenten von früh bis spät preist, lobt, versichert, dass er großartig ist und toll, unersetzbar und unfehlbar, dann weißt du: Der Präsident hat versagt, es ist etwas Schlimmes passiert und in deinem Land gibt es keine Meinungsfreiheit mehr. Also auch keine Demokratie.“

Solche Merksätze finden sich auf der Webseite, die der Kreml vom Schriftsteller Grigorij Oster für Schulkinder entwerfen lassen hat, die aber auch für Erwachsene durchaus aufschlussreich ist. Wie der Name (Lerne den Präsidenten kennen) schon sagt, geht es hauptsächlich um Wladimir Putin, über den man unter anderem erfährt, dass er sich in der Kindheit „gelegentlich“ geprügelt hat und dass er im Unterschied zu Ded Moros zwar keine Wunder bewirken kann, dafür aber das ganze Jahr über arbeitet. Drei Comichelden nach Wahl führen durchs Programm.

Aber wer ist nun wirklich wichtiger – der Präsident oder Mama? Antwort: „Für Dich natürlich Deine Mama. Wenn sie Dir verbietet, heute Fernsehen zu schauen, dann kann kein Präsident dieses Verbot außer Kraft setzen.“



September 2006

Eine Bausünde hat ausgesündigt

Das einst so raumgreifende Hotel „Rossija“ löst sich langsam in Luft auf

Den markanten Schriftzug haben aufmerksame Seelen neulich entfernen lassen. Auch aus dem Logo am 21-stöckigen Zentralturm wurde das Wort „Rossija“ herausoperiert. Denn eine Ruine, die „Russland« – Rossija – heißt, liefert Lästermäulern nur Vorschub. Und hier geht es ja lediglich einem Hotel an den Kragen, wenn auch dem bekanntesten des Landes, einem Symbol des sowjetischen Moskau. Bald wird es ganz verschwunden sein und Platz machen für eine kleinteiligere Bebauung, die sich harmonisch einfügen soll in die historische Umgebung zwischen Kreml und Moskwa.

Von Dana Ritzmann

Wenn Alla Belikowa aus dem Fenster schaut, dann sieht sie den Zerfall. Am anderen Ufer der Moskwa, da wo Jahrzehnte lang das größte Hotel Moskaus, wenn nicht gar Europas stand, ist jetzt eine riesige Baustelle. Platte um Platte, Stockwerk um Stockwerk wird das „Rossija“ abgetragen – und ist selbst in seiner Demontage noch eine Attraktion. „Immer mehr Gäste fragen bei uns, ob sie nicht vom Balkon der Bibliothek ein Foto machen können“, sagt Belikowa, die als Marketingmanagerin im „Baltshug Kempinski“ arbeitet, Moskaus erstem von inzwischen zahlreichen Fünf-Sterne-Hotels. Es sei höchste Zeit, dass der klobige Kasten aus der Chruschtschow-Ära endlich verschwinde. Mit Grausen denkt sie an ihren eigenen Aufenthalt in dem 5 000-Betten-Bau zurück. Das war bei einem Besuch in Moskau 2002, und die 30-jährige gebürtige Kiewerin fand's schockierend. „Am schlimmsten war der Frühstücksraum, der wie eine Sporthalle aussah, und überall roch es nach gebratenen Würstchen, die in riesigen Wäschschüsseln auf dem Büfett standen.“

Da war das Ende der Sowjetlegende schon absehbar, auch wenn es noch zwei Jahre dauern sollte, bis Moskaus Bürgermeister Jurij Luschkow laut vom Abriss des „Rossija“ sprach. Den Stadtplanern war das Monstrum, das sich in vier zwölf-

geschossigen Blöcken auf einer Fläche von insgesamt 13 Hektar erstreckte, schon lange ein Dorn im Auge. Moskaus Chefarchitekt Alexander Kusmin bezeichnete den 1967 fertig gestellten Neubau als „architektonischen Fehler“, dessen Daseinsberechtigung spätestens mit dem Zerfall der Sowjetunion beendet war. „Es ist klar, warum dieses Projekt einst realisiert wurde: um den anreisenden Parteitage delegierten aus allen Teilen des Landes eine angenehme Unterkunft in unmittelbarer Nähe zum Kremlpalast zu bieten. Aber haben wir heute noch solche Parteitage? Wohl eher nicht“, so Kusmin.

Eines Überangebots an Hotelbetten kann sich Moskau allerdings auch nicht brüsten. Gerade im mittleren Preissegment wurde in den vergangenen Jahren kontinuierlich abgerissen. Was neu entsteht, sind schicke Fünf-Sterne-Häuser, deren Zimmerpreise mit weit über 400 Euro im Durchschnitt den Geldbeutel normaler Touristen und Geschäftsleute sprengen. Da hinterlässt das „Rossija“ mit zuletzt 70 Euro für das Einzelzimmer eine schmerzliche Lücke. Umorientieren müssen sich nun auch Einrichtungen wie das Moskauer Goethe-Institut, das jahrelang seine Gäste, egal ob Künstler, Referenten oder auch mal Mitarbeiter auf der Durchreise, in der Bettenburg untergebracht hatte. Chefsekretärin Lena Kotljars sagt mit einem Augenzwinkern: „Zu behaupten, dass das Hotel gut gewesen sei, wäre wohl ein wenig übertrieben.“ Aber immerhin verband es zentrale Lage und erschwingliche Preise. Wer mit Blick auf den Roten Platz und die Moskwa frühstücken wollte, musste dann eben schon mal darüber hinwegsehen, dass die Bettwäsche nicht gewechselt war oder eine Kakerlake hinter dem Schrank in Deckung ging.

Als Moskau in den 90er Jahren für eine breitere Masse an Leuten besonders aus dem Westen interessant wurde, hatte das „Rossija“ seine beste Zeit längst hinter sich. In den späten 60er Jahren galt es als „modernstes Hotel der Sowjetunion“,

mit einem Wannenbad in jedem Zimmer und allen Annehmlichkeiten in Reichweite: eine Stadt in der Stadt mit diversen Restaurants und Boutiquen, Kinosälen und Konferenzräumen, Nachtclubs und Wellnesszentren. Hier logierten die Stars des Sowjet-Entertainments ebenso wie Bauarbeiter, Journalisten, Piloten, Stewardessen und Gäste aus den sozialistischen Bruderländern. Als „normaler Russe“ sei es zu Sowjetzeiten aber praktisch nicht möglich gewesen, ein Zimmer zu bekommen, erzählt die Kulturmanagerin Ewelina Birjukowa aus Perm. Entweder man kam über eine Quote rein, die es für Betriebe und Institutionen gab, oder gar nicht. Insgesamt haben in den knapp vier Jahrzehnten seines Bestehens mehr als zehn Millionen Menschen im „Rossija“ genächtigt, darunter zwei Millionen Ausländer. Wie der Dresdener Klaus-Dieter Böhme, der 1980 zum ersten Mal im Rahmen eines Wissenschaftlerauswechsels in der Sowjetunion und mit der gesamten Delegation im „Rossija“ untergebracht war. Bis heute erinnert er sich gern an diese Reise, Moskau sei ein Erlebnis gewesen, auch wenn er vom Hotel selbst nicht begeistert gewesen sei: „Von den Interhotels der DDR war ich damals Besseres gewöhnt.“ Und Waik Papke, 1987 auf Klassenfahrt in Moskau, erlebte geradezu einen Kulturschock, als sie erfuhr, dass man in den Restaurants und Geschäften des „Rossija“ nur mit Dollar bezahlen konnte. Erst die Rose, die ihr ein junger Russe in der hoteleigenen Disco schenkte, konnte sie wieder versöhnen.

Egal, in welcher Währung sich die überproportional zahlreich vertretenen Aserbaidschaner, Armenier und Georgier erkenntlich zeigten, jedenfalls sollen sie bekannt dafür gewesen sein, gern mal etwas mehr zu bezahlen. Im Volksmund habe das Hotel deshalb auch „Kawkasskaja Plennizza“ geheißen, in Anlehnung an den gleichnamigen Filmklassiker, indem ebenfalls tüchtig geschmiert wurde, erzählt der Moskauer Wassilij Kusnezow, der als Mitarbeiter des Instituts für Marxismus-

Foto: Tino Künzel



Das „Rossija“ im September 2006 (links), mehrere Monate nach Beginn der Abrissarbeiten, und vor zwei Jahren (unten), jeweils fotografiert vom Balkon der Bibliothek des „Baltshug Kempinski“ auf der anderen Uferseite der Moskwa.

Leninismus beim ZK der KPdSU früher oft im „Rossija“ verkehrte. Er meint, dass die ewig langen Flure mit den Hunderten von Zimmertüren eigentlich „unmenschlich“ waren, findet den Abriss des Hotels trotzdem schade: „Es war doch auch ein Wahrzeichen von Moskau.“ Damit spricht er vielen, vor allem älteren Moskauern aus dem Herzen, die eine Art leidenschaftliche Hassliebe mit dem „Rossija“ verband.

Allerdings hatte das einstige Prestige-Hotel spätestens in der Nachwendzeit jeglichen Glanz verloren. Zwar nutzten Fernsehkorrespondenten lange Jahre den unvergleichlichen Blick aus dem Hotelzimmer auf den Kreml, doch wurde immer offensichtlicher, dass das Schöne draußen war. Mit punktuellen Renovierungen sollte der Anschluss an die neue Zeit geschafft werden, doch die Aufbruchstimmung wich schon bald einer bleiernen Lethargie. Service bedeutete nun, dass die Prostituierten schon auf dem Zimmer anriefen, noch bevor man den Koffer abgestellt hatte. Stefan Schwan vom DAAD, der vor vier Jahren auf einer Reise mit der Transsib nach Peking in Moskau Station machte, erinnert sich bis heute an die „legendären Nuttenkärtchen“, die immer an der Zimmertür klemmten, wenn man zurückkam, und die eindeutigen Angebote in der Bar direkt neben dem Eingang.

Damit ist nun endgültig Schluss. Im Januar wurde das Haus geräumt, das Mobiliar an Nostalgiker und Häuslebauer verschertelt, eine Armada von Händlern, Friseuren und Apothekern aus den Fluren getrieben. Schließlich fielen die ersten Wände. Nur auf seiner Webseite (www.hotel-russia.ru) ist das Hotel auch wei-



Foto: Tino Künzel

terhin unversehrt. Hübsche Bilder und eindruckliche Fakten – bis hin zu den Menüs der einzelnen Restaurants – scheinen nach wie vor um Besucher zu buhlen. Ganz klein gedruckt der Hinweis, dass die Dienstleistungen bis zum 31. Dezember 2005 angeboten werden.

18 Millionen Euro kostet der Abriss des Hotelkomplexes. Natürlich darf mitten im Zentrum nicht gesprengt werden. Und so tanzen die Kräne rund um den riesigen Plattenquader, Bauarbeiter klettern Tag und Nacht ums Betonskelett. Oleg Birjukow ist einer von insgesamt neun Wachposten, die die eingezäunte Baustelle im Blick haben. In Zwölf-Stunden-Schichten überwacht der Endvierziger am ehemali-

gen Nordeingang des Hotels das Kommen und Gehen. 500 Rubel (15 Euro) verdient er am Tag, das sei, so Birjukow, „gar nicht schlecht“.

Läuft alles nach Plan, dann beginnen im kommenden Frühjahr die Arbeiten an einem neuen „Multifunktionskomplex“ mit diversen sechsstöckigen Gebäuden, darunter Wohn- und Geschäftshäusern sowie einigen Hotels für insgesamt 1 500 Gäste, mit dem sanierten Konzertsaal des „Rossija“ und einer Tiefgarage. Seine Architektur soll den Standort im historischen Viertel Sarjadje widerspiegeln, von dessen Altmoskauer Bauweise heute noch die pittoresken Kirchen zeugen, die bisher im Schatten des „Rossija“ standen.

Der Kommandant und sein Pferd

Ein Mord am Heiligabend 1945 ernährte in Ostpreußen hungernde Deutsche

Den Krieg haben sie überlebt, und nun? Wer von den Deutschen nicht vor der Eroberung Ostpreußens durch die Rote Armee geflüchtet ist, hat nach der Kapitulation meist kein Dach mehr überm Kopf und nichts zu essen. Viele Frauen verdingen sich unter elenden Bedingungen in der sowjetisch verwalteten Landwirtschaft, darauf hoffend, sich und ihre Kinder dort noch am ehesten durchzubringen. Hunger leiden sie trotzdem. Gerade deshalb brennt sich der damals 16-jährigen Christel Poepeke ein Vorfall am Jahresende 1945 ins Gedächtnis. So sehr, dass sie ihn später aufgeschrieben hat.

Von Christel Poepeke

Ich muss gleich zu Anfang erklären: Dies ist eine Weihnachtsgeschichte. Sie werden es zunächst nicht glauben, aber es ist die beste Weihnachtsgeschichte, die ich Ihnen erzählen kann. Nicht die schönste – nein, das ganz gewiss nicht. Das habe ich auch nicht behauptet. Aber meine beste. Meine wichtigste. Sie stammt aus einer Zeit, in der es für uns keine Weihnacht zu geben schien, im ersten Nachkriegswinter, auf der Kolchose neunundzwanzig im russisch besetzten Ostpreußen, in einem zerschossenen Dorf nahe der polnisch-litauischen Grenze.

Fast hätten wir nicht gemerkt, dass Heiligabend war, denn für uns gab es damals weder Kalender noch Sonn- und Feiertage. Und wer das Gefühl hatte, dass es so etwa Weihnachtszeit sein musste, der schob diesen Gedanken ganz weit von sich, denn die unsagbaren Erlebnisse der vergangenen Monate hatten uns übermäßig verwundbar gemacht. Wo in aller Welt gab es noch einen Funken Wärme? Oh, wir Kleingläubigen! Was hatten wir von der wirklichen Weihnacht verstanden? Wie wenig ahnten wir, was sich in einem Menschen, in seinem innersten Kern ereignen konnte! Was wussten wir von unserem Kommandanten, einem russischen Juden, der nach dem Krieg gezwungenermaßen Herr über paar Hundert deutsche Frauen und Kinder geworden war, die er hassen

musste nach all dem, was dieses Volk seinem Land, seinem Volk, auch seinem jüdischen Volk angetan hatte?

Wir jedenfalls hatten nichts davon begriffen. Niemand hatte uns gelehrt, darüber nachzudenken. Nur herrschen hatte man uns gelehrt – siegen und dann herrschen über ein Volk von Untermenschen. Darum mussten uns diese Demütigungen, die wir nun von diesen so genannten Untermenschen erfuhren, so empfindlich treffen und in unserer Abscheu nur noch mehr bestätigen. Der Kommandant war es doch gewesen, der uns auf diesen langen, qualvollen Fußmärschen quer durch Ostpreußen hierher verschleppt hatte in dieses elende Dorf. Er war es, der seine Soldaten veranlasste, uns zu schikanieren, uns zu misshandeln, unsere kargen Rationen zu stehlen. Er hatte sich all diese sinnlosen Arbeiten ausgedacht, die unsere letzten Kräfte verbrauchten.

Alles luden wir auf ihn ab. Er war verantwortlich dafür, dass wir diesen Winter nicht überleben würden, denn jetzt hatte unter uns das große Sterben eingesetzt. Eine Typhusepidemie half dabei nach. Auch dafür war er verantwortlich. Was aber wussten wir von diesem Mann, der morgens hoch zu Ross beim Appell erschien, um nachzuzählen, wie viele von uns noch übrig geblieben waren?

Doch – etwas wussten wir. Er liebte dieses Pferd. Es muss wohl das erste Pferd gewesen sein, das er in seinem Leben besessen hatte. Und ohne diese Trakehner Stute, die er erbeutet hatte, war er für uns nicht mehr vorstellbar. Seine Reitkünste waren im Laufe des Jahres immer besser geworden. Immer geschmeidiger sein Trab, immer ausgreifender sein Galopp, wenn er seine Kontrollen zwischen den weit auseinander liegenden Arbeitsgruppen ritt. Wir Ostpreußen haben ein Auge für Pferd und Reiter. Wir spüren diese letzte, vollendete Harmonie zwischen ihnen, die nur aus einer gegenseitigen Achtung und Liebe entsteht. Und so konnten wir uns dieses Bild nicht zu dem reimen, das wir von ihm hatten.

Ja, das wussten wir von ihm. Bis zu diesem Heiligen Abend 1945 wussten wir nichts.

Wir hungerten. Fast ein Jahr lang hungerten und nun verhungerten wir. Einer nach dem anderen. Immer kleiner wurden die Gruppen, die sich zum Zählappell vor der Kommandantur einfanden. Unsere Suppe war mit Beginn des Winters noch dünner geworden. Die Kohlsuppe hatte sich in eine Rübenbrühe verwandelt, die oft genug auch noch vergoren war und unsere Körper auf dem schnellsten Weg passierte. Seit fast einem Jahr hatten wir kein Fleisch, kein Fett, keine Milch mehr gesehen, nichts mehr gegessen als diese Suppe und unsere tägliche Ration an saurem, nassem Brot, das schon am Morgen heruntergeschlungen wurde, obwohl es doch für den ganzen Tag reichen sollte.

Aber ich wollte von diesem 24. Dezember berichten, diesem Heiligen Abend, der so unheilig war wie nur irgendeiner und der sogar mit einem Schuss begann.

Draußen war es noch dunkel, als wir uns auf den Weg zur Kommandantur machten. Ein Morgen, der so gar nichts Verheißungsvolles hatte. Und dann dieser Schuss. Dieser kurze, metallische Knall, den wir noch tausendfach im Ohr hatten aus den letzten Kriegstagen. Nun hatte also das große Erschießen begonnen, das als gespenstisches Gerücht seit Wochen bei uns umlief. Wir hatten damit gerechnet. Und trotzdem wurden unsere Füße schwer. Wir warteten auf den nächsten Schuss, den übernächsten. Aber es kam keiner.

Die Kommandantur war in der ehemaligen Dorfschule untergebracht, wo sich auch unsere Gemeinschaftsküche befand. Als einzige Beleuchtung der ganzen Ortschaft hing eine grelle Glühbirne mit rundem Emailleschirm an einem Kabel zwischen zwei Masten über dem Platz davor. Unsere Augen, die aus der Dunkelheit kamen, erfassten nur allmählich einen massigen Körper, auf den ihr Licht fiel. Das Pferd. In einer dampfenden Blutlache.

Wir waren auf alles gefasst gewesen – darauf nicht. Und nun, wo doch alles

anders war, als wir vermutet hatten, wandelte sich unser Staunen in Schrecken, in Angst, in Grauen. Wer auch immer dieses Pferd erschossen hatte, er war der grausamen Rache dieses Mannes ausgesetzt, unseres Kommandanten. Dieses Pferd – das einzige Wesen, das er zu lieben schien, auf dem er noch gestern über die Felder geritten war, dem er beim Absteigen den Hals geklopft hatte – lag nun tot vor seiner Tür, und der alte Deutschpöle, der die Küche verwaltete, kniete mit einer flachen Schüssel davor, um das Blut aufzufangen.

Es dauerte lange, bis wir aus ihm herausbekamen, was passiert war. Erschossen hatte er sie. Er selbst – der Kommandant. Hatte diese herrliche Stute abgeknallt. Einfach abgeknallt. Für uns! Für uns Pack – damit wir was in die Suppe bekamen.

Immer wieder unterbrach der Deutschpöle seine Rede, um das Pferdeblut aus der Schüssel in einen Eimer zu schütten, damit ja nichts davon verloren ging. Immer wieder fluchte er, und wir wussten, dass dieses Fluchen sein Heulen war. „Ein Pferd für dreihundert Leute ... bis Neujahr soll das reichen ... sonst dreht er mir den Hals um, hat er gesagt ... keiner wird satt werden, krepieren werdet ihr doch.“ Er spuckte schräg zu uns herüber. „Nichts gewusst haben will er davon, dass eure Suppe immer dünner wurde. Dass die Proviantfuhrer immer nur halbvoll hier ankam. Ein Scheißstall ist das hier! Eine Scheißzeit!“ Er spuckte wieder, aber diesmal der Gerechtigkeit halber zur Kommandantur rüber.

Endlich schien das Pferd ausgeblutet zu sein. Der Deutschpöle schlurfte mit dem



Eimer davon, drehte sich aber noch einmal halb zu uns um und knurrte zwischen den Zähnen hervor: „Er hat gesagt, ihr sollt euch nach Hause scheren und schlafen legen. Weil heute euer Weihnachten ist, sollt ihr nicht zur Arbeit raus. Und euch mittags eure verdammte Suppe holen.“

Damit schlug er die Küchentür hinter sich zu, und wir standen da und wagten nicht, wegzugehen. Jeden Moment musste der Kommandant doch mit den Wachen kommen und etwas dazu sagen. Musste uns doch zählen. Diese mühsame und sinnlose Prozedur, bei der wir oft eine Stunde und mehr auf dem Platz standen, um in Arbeitsgruppen eingeteilt zu werden. Aber er kam nicht. In seinem Zimmer gleich neben dem Eingang brannte nicht einmal Licht.

Zögernd leerte sich der Platz. Zuerst langsam und dann immer schneller rannten wir in unsere notdürftigen Unterkünfte im Dorf, krochen tatsächlich noch einmal auf

unsere Strohsäcke, zogen uns die Decken und Mäntel über den Kopf und schliefen oder redeten bis Mittag – bis wir uns diese unglaubliche Suppe holen konnten.

Sie war nicht dicker als vorher. Aber es war eine unvergleichliche Suppe, in der tatsächlich einige Fettaugen schwammen – und hier und da sogar Fleischstücke. Zwei Wochen lang fanden wir nun ein paar davon in unserem Kochgeschirr. Aber das Entscheidende war ein anderer Wandel, der da stattgefunden hatte – in uns, in unserem Kommandanten, der dann vielen von uns half, doch noch über diesen schlimmen Winter hinwegzukommen.

Christel Poepeke (1929 – 2005), gebürtige Königsbergerin, lebte bis 1948 als Vollwaise im vormaligen Ostpreußen, das an die Sowjetunion gefallen war. Nach der Ausweisung der verbliebenden Deutschen ließ sie sich in Lübeck nieder und widmete als Schriftstellerin viele Texte ihrer alten Heimat.

Fragwürdig

Juni 2006

Guten Tag, ist dort das Glinka-Museum für musikalische Kultur? Ich rufe aus der Moskauer Deutschen Zeitung an. Stimmt es, dass bei Ihnen eine Gitarre ausgestellt ist, auf der schon Puschkin vorgespielt wurde?

Wem, sagen Sie?
Puschkin!

Das kann schon sein. Aber nicht, dass ich wüsste. Wir haben hier so viele Exponate ... Moment! (Stimmen im Raum) Hallo? Ja, diese Gitarre gibt es bei uns.

Prima, wir möchten darüber nämlich einen Artikel veröffentlichen und würden die Gitarre gern fotografieren.

Oh, das können wir aber nicht entscheiden. Schreiben Sie sich doch bitte die Nummer der Hauptarchivarin auf.

Am nächsten Tag, Auskunft der Hauptarchivarin:

Wissen Sie, meine Vorgesetzte ist gerade im Urlaub. Und die Vitrine dürfen wir nur mit ihrer Erlaubnis aufschließen. Sie können also höchstens durch die Scheibe fotografieren.

Na gut.

Also, dann bereiten Sie bitte einen Brief an unseren Direktor vor, in dem Sie Ihr Anliegen erklären und uns versichern, dass Sie das Foto nur ein Mal verwenden werden. Und zahlen Sie 3000 Rubel in unsere Kasse ein.

3000 Rubel für ein Foto? Also wenn Sie das gleich gesagt hätten ...

Kein Museum der Welt lässt Sie umsonst fotografieren. Aber wie Sie wollen. Auf Wiedersehen!

Я ему говорю: «Возвращайся!..»

110-летие первых немецких поселений отмечали в Переволоцком районе Оренбуржья

В начале июля отмечалось 110-летие первых немецких поселений в Переволоцком районе Оренбургской области. К этому событию были приурочены Дни немецкой культуры, во время которых прошли выступления в селах района творческих коллективов российских немцев не только из Оренбургской области, но и из соседних городов – Волгограда, Самары, Тольятти.

Лариса Худикова

В первый день празднования концерты прошли в селах Кичкасс, Степановка и Претория, в этот же вечер в селе Кубанка состоялась встреча соотечественников. А на следующий день всех ждал искрометный гала-концерт и праздник национальной кухни. Причем, не только немецкой, но и русской, украинской, татарской, башкирской... Причем, для последней рядом с театральными подмостками была установлена настоящая юрта.

На юбилейные торжества в Переволоцкий район приехали не только артисты, но бывшие жители этих мест, переселившиеся в Германию, а также генеральный директор ЗАО «Волга-Развитие» (GTZ) Клаус Шварц, председатель Оренбургской областной общественной организации Леонид Райзих и представители областной власти – председатель Комитета по делам национальностей и связям с религиозными организациями Оренбургской области Веналий Амелин и заместитель председателя Законодательного собрания области Николай Долгушин.

Примечательно, что средства на проведение праздника поступили не только из традиционных источников – от германской стороны (ЗАО «Волга-Развитие») и областной администрации, но и от местных предпринимателей и фермеров, успешно работающих в этом районе.



Семья старожиллов района Анна и Яков Нейфельд.

События последних десятилетий и массовый выезд немцев Оренбуржья в Германию сделали свое дело. Если по переписи 1989 года в области насчитывалось 47 556 российских немцев, то в 2002-м – только 18 055. И все равно в Приволжском Федеральном округе Оренбуржье лидирует по числу проживающих здесь немцев. Так говорит областная статистика. Однако в местах, бывших почти столетие немецкими, все не так уж и радужно. В том же селе Кубанка, например, чисто немецких семей – от силы 5, смешанных – около 15-ти, а всего по Переволоцкому району «наберется» лишь около 700 российских немцев.

Конечно, ситуация начала 1990-х в нашей стране была кризисная. Естественно, люди искали лучшей доли, но все же, все же... С кем бы я ни беседе-

вала – с представителями ли госструктур или с простыми жителями района не немецкой национальности, все как один сожалеют о том, что немцы уехали из этих мест. Теперь они (да и то немногие) сюда приезжают только в гости – в основном к друзьям, так как выезжали в свое время семьями. Их дети уже не говорят по-русски, и для того, чтобы пообщаться со сверстниками, им нужен переводчик. А их родители (по крайней мере те, с кем мне удалось побеседовать на празднике) – вполне успешные, состоявшиеся люди, не жалеющие о том, что сделали в свое время выбор в пользу Германии.

Но что удивительно: несмотря на выезд, немецкие традиции и культура (в том числе и культура земледелия) в районе не только остаются, но и процветают. И район этот в области считается одним из лучших. Например, в селе Кубанка есть прекрасный оркестр под управлением Якова Пеннера, он же возглавляет местный центр немецкой культуры, который, по сути, является единственным местом для проведения досуга. Другой Яков Пеннер (полный тезка руководителя центра) – успешный фермер, уже долгие годы возглавляющий хозяйство «Золотая нива». Есть в районе (в селе Кичкасс) и народный музей, созданный в 1991 году Абрамом Дерксеном и долгие годы державшийся исключительно на энтузиазме. Здесь трепетно сохраняются вещи, напоминающие о немецком прошлом этих мест. Теперь музей передан «под кыло» профтехучилища № 50. Кичкасс, помогает в его содержании ЗАО «Волга-Развитие».

Есть в районе и свои люди-легенды. Например, семья старожилов, бывшие учителя Яков и Анна Нейфельд. Непросто сложилась их судьба. В 1940-х Якова мобилизовали в трудовую армию, но «спасло» то, что получил травму. В 1947-м году он вернулся домой и стал учительствовать. Дома супруги говорят по-немецки, а на вопрос: «Не собираетесь ли уезжать в Германию?» отвечают: «Зачем? Наш дом здесь»...

Наша справка

Оренбургские немцы – потомки колонистов, переселившихся в Россию во второй половине XVIII века. На Южном Урале переселенцами из Южной Украины была основана первая дочерняя колония в 1890 году, в 1894-м – село Хортица, а в 1895-м благодаря немцам, переехавшим из Таврической губернии, возникло село Кубанка, в котором и проходили основные юбилейные торжества. В 1903 году в Оренбургской области насчитывалось уже 48 немецких поселений, жители которых перебрались сюда из Таврической, Саратовской, Екатеринославской и Одесской губерний. К 1915 году немецкое население составляло около 10 тысяч человек, больше половины которых проживало в сельской местности. В 1917-м в этих местах была образована чисто немецкая Уранская волость с административным центром в селе Кичкасс. В 1930 году Средневолжский крайисполком принял решение об организации немецкого подрайона в Покровском районе с центром все в том же Кичкассе (впоследствии он был реорганизован в Кичкасский район). Здесь функционировали 21 начальная школа, одна школа «второй ступени», 4 потребительских общества, 1 больница, 1 ветпункт, 4 сыроваренных завода, 1 сельскохозяйственное кредитное товарищество, 1 водяная и 2 паровых мельницы, 2 избы-читальни, объединение колхозов и судебный участок.

Репрессии 1937 года затронули и оренбургских немцев. Указом Президиума Верховного Совета РСФСР от 1 октября 1938 года был ликвидирован немецкий национальный район, закрылись немецкие национальные школы, прекратилось издание немецких газет. Тысячи немцев были отправлены в трудовую армию.



На концерте под открытым небом в селе Кубанка.

Послесловие

В московском аэропорту, ожидая рейс на Оренбург, я разговорилась с соседом на тему моей предстоящей командировки и услышала:

– Жаль, что немцы от нас уехали! Вон у меня на работе коллега был – на все руки мастер. Он уже 10 лет живет в Германии, иногда созваниваемся, я ему все время говорю: «Возвращайся!»...



Богатый ассортимент Дней немецкой культуры: от духовной пищи до блюд немецкой национальной кухни

August 2008

Der unbemerkte Anfang vom Ende

Hinter dem Eisernen Vorhang entfalteten die Ereignisse von 1968 ihre Wirkung erst Jahre später

1968 war ein Jahr der Revolte. Im westlichen Europa und in den USA gingen die Studenten auf die Barrikaden, in Prag stellte sich die Bevölkerung den einrollenden sowjetischen Panzern entgegen. Zum 40-jährigen Jubiläum wird viel über Bedeutung der 68er diskutiert. Auch die russischen Medien widmen sich dem Phänomen, aber nur vereinzelt und stets aus der Warte des außen stehenden Betrachters, bemüht, der russischen Öffentlichkeit zu erklären, was da los war in der Welt, die nicht die ihre war. Denn vielen Russen sind die 68er als gesellschaftliche Bewegung kaum ein Begriff. Zu schwer war der Eisernen Vorhang, als dass der Geist der Studentenrevolten bis nach Moskau hätte dringen können. Dennoch war das Jahr 1968 auch für die Sowjetunion folgenreich.

Von Catherine Zanev

Anfang der 90er Jahre lief in Russland eine Fernsehsendung, die sich dokumentarisch den letzten drei Jahrzehnten der Sowjetunion widmete. Jede Folge war ein Rückblick auf die jeweils wichtigsten Ereignisse. Das Jahr 1968 sieht in der Erinnerung der Russen so aus: Gagarin stirbt; Prager Frühling; Frauen tragen erstmals Hosenanzüge; Einmarsch in die Tschechoslowakei; 50 Jahre Komsomol; Eskalation des Vietnamkriegs; Beginn der TV-Serie „Die Welt der Tiere“. Zwar kommentierte ein Politologe in der Sendung die Niederschlagung des Prager Frühlings als eine vertane Chance für die Sowjetunion. Dennoch scheinen die Ereignisse in Prag von begrenzter Bedeutung für die sowjetische Bevölkerung gewesen zu sein. Die Studentenrevolten in Paris und Berlin finden in der Sendung gar keine Erwähnung.

Auf die Frage, was von dem revolutionären Gedankengut aus Prag oder aus weiter westlich in Moskau angekommen ist, antworten die meisten Zeitzeugen: nichts. Der russische Schriftsteller Viktor Jerofew, vom Goethe-Institut nach seinen



Foto: RIA Nowosti

Erinnerungen an 1968 befragt, wähnt sich als einer der wenigen, der beide Revolutionen im Inneren unterstützte: „Niemand in meiner Umgebung teilte meine Ideen.“ Seine Kommilitonen an der Moskauer Lomonossow-Universität hätten sich meist gleichgültig gegenüber den Ereignissen in Europa verhalten – und zwar nicht, weil sie sowjetische Konformisten waren, sondern weil sie ihre Ruhe haben wollten. „Die Politik mit ihren unvorhersehbaren Folgen machte ihnen Angst.“

Die 68er veranschaulichten die Kraft des Eisernen Vorhangs. Kein Ereignis, kein Gedanke konnte ihn in Richtung Osten passieren, ohne dem Filter der sowjetischen Zensur zum Opfer zu fallen. Und selbst wenn: Zu unterschiedlich waren die Lebenswelten, Überzeugungen, Hoffnungen und Ängste der Menschen westlich und östlich des Vorhangs, als dass die 68er eine alle vereinende Bewegung hätten sein können. Außer der Begeisterung für die Rolling Stones und der Vorliebe für lange Haare

Vertane Chance? Der Prager Frühling blieb für die Sowjetunion nicht wirkungslos.

gab es entsprechend kaum etwas, was die Studenten in Moskau und Berlin verband.

Die wenigen Bilder, die die Moskauer Öffentlichkeit aus Berlin und Paris erreichten, sorgten für Irritation – sowohl bei den Konformisten als auch bei den Regimegegnern. Die Regierung und ihre Unterstützer wussten nicht so recht, wie sie die Euphorie der Studenten in den kapitalistischen Ländern für sozialistische Ideen einzuordnen hatten. Was auch immer es für ein Sozialismus war, den sie dort drüben einforderten – in den Augen der Parteiführung und zwangsläufig auch in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit vermittelten die Studentenrevolten Chaos, Anarchie und moralischen Verfall. Damit waren sie weit entfernt vom sowjetischen Modell des Sozialismus.

Die Regimekritiker und -gegner waren nicht weniger skeptisch gegenüber den rebellierenden Studenten. „Das Ausmaß an Unkenntnis war so erschreckend wie der Grad an Überzeugung, der an Fanatismus grenzte“, schilderte eine Russin der BBC ihre Eindrücke aus Paris, wo sie im Jahr 1968 studierte. Für jemanden wie sie, die die Sowjetunion verlassen hatte, um der Unterdrückung zu entinnen, sei es eine absurde Vorstellung gewesen, unter den Porträts von Stalin, Castro und Marx für eine bessere Gesellschaft zu protestieren.

Auch in Prag befanden die Verfechter eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ die Parolen der linken Studenten für naiv und undifferenziert. Während das fehlende Verständnis der sowjetischen Bürger für die Studentenrevolten im Westen nachvollziehbar scheint, stellt sich doch die Frage, warum die Russen nicht die Ideen ihres tschechoslowakischen Brudervolks unterstützten.

Anders als ihre westlichen Nachbarvölker, die in großen Teilen den Sozialismus als aufgezwungen empfanden, hatten Millionen von Russen für die Ideale der Revolution gekämpft. Der Versuch der Tschechoslowaken, einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz zu schaffen, enthielt die implizite Botschaft, dass der bisherige Sozialismus, der Sozialismus der Russen, ein unmenschliches Gesicht hatte. Diese Botschaft schmerzte.

Hinzu kam, dass dem Prager Frühling in der Sowjetunion wichtige Reformen vorausgegangen waren. Chruschtschow hatte das „Tauwetter“ eingeleitet – zum ersten Mal fanden Diskussionen über die Verfehlungen und den Terror des stalinschen Regimes statt. Nachdem Chruschtschow in seinen letzten Amtsjahren in Ungnade gefallen war, gab es unter Breschnew einen minimalen, aber konstanten Weg zur Verbesserung des Lebensstandards.

Und doch: Trotz aller Gleichgültigkeit und Ablehnung gegenüber der Prager Revo-

lution war 1968 auch für die Sowjetunion ein folgenreiches Jahr. Viktor Jerofejew sieht im Einmarsch in Prag „den Beginn des realen Dissidententums“ in Russland. Liberale Veränderungen hätten sich als unerfüllbare Hoffnung erwiesen. „Es war unmöglich, am Sowjetsystem kosmetische Korrekturen vorzunehmen; das ganze System musste zerschlagen werden.“ Der letzten sowjetischen Illusion beraubt, schockiert über die Grausamkeit und Blindwütigkeit des Systems, hätten auch große Teile der sowjetischen Intelligenz die Kooperation mit der Staatsmacht verweigert, so Jerofejew.

Die Niederschlagung des Prager Frühlings, dieser Vertrauensbruch, diese offen zu Tage getretene Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, waren der Grundstein für die Perestrojka. Der TV-Rückblick auf das Jahr 1968 in der Sowjetunion müsste daher um ein wichtiges Ereignis ergänzt werden: den Anfang vom Ende der Sowjetunion.

April 2006



Ein Hoch aufs Wechselgeld

Von Tino Künzel

Ständig wird darüber schwadroniert, wie teuer Moskau ist. Das behaupten Ratings, Reiseführer und Klempner, die für drei Handgriffe gepfefferte Rechnungen ausstellen mit der Begründung: „Sie kennen doch das Preisniveau hier!“ Was ich ehrlich gesagt viel besser kenne, ist ein gegenteiliges Phänomen. Die Ausgaben lassen sich schon irgendwie begrenzen, aber wovon ganz Moskau nicht genug hat, ist: Kleingeld. Machen Sie ruhig die Probe aufs Exempel und versuchen Sie, eine Zeitung am Kiosk oder ein Eis im Straßenverkauf mit einem 1000-Rubel-Schein zu bezahlen. Diese Provokation wird Ihnen in neun von zehn Fällen mit stoischer Miene vergolten: „Ich kann nicht rausgeben.“ Damit ist alles gesagt. Der Nächste, bitte!

In Moskau ist der Kunde ein König, der es passend haben sollte. Schon weil sein

Wunsch, etwas zu kaufen, meist größer ist als auf der anderen Seite der Wunsch, etwas zu verkaufen. Deshalb bitte auch keine Monologe, um die Zuständigkeit fürs Wechselgeld zu klären! Schließlich wollen Sie doch nicht, dass man Ihnen den Ausländer sofort ansieht. Gewinnen Sie der Sache lieber ein paar nette Seiten ab. Ich zum Beispiel würde Moskau nur halb so gut kennen, wenn mich nicht geduldige Taxifahrer zu allen möglichen Läden kutschiert hätten, damit ich dort mein Bares wechsele. Vielleicht sollte ich es in Zukunft darauf ankommen lassen?

Andererseits hätte ich schon ein ganzes Kinderheim damit ernähren können, was ich notgedrungen kaufen musste, um an Kleingeld zu gelangen. Neulich wieder: Fünf Minuten bis zur Abfahrt der Elektrizschka, ich stehe an der Kasse. Die Fahrkarte kostet 50 Rubel, ich habe aber nur 500. Die Schalterdame schaut mich vorwurfsvoll an und schüttelt den Kopf.

Ich verstehe: Von uns beiden hat nur einer den Ehrgeiz, dass ich den Zug noch erreiche. Ich spurte auf den Bahnhofsvorplatz, schnappe mir ein Kilo Apfelsinen und hetze zurück. Die Frau wundert sich kein bisschen, sogar die Fahrkarte liegt schon bereit, so selbstverständlich war damit zu rechnen, dass ich mich nach Kräften selber kümmern würde. „Jetzt beeilen Sie sich aber lieber“, ruft sie mir noch hinterher.

Einmal bin ich an einen Taxifahrer geraten, der mir lebhaft aus seiner Praxis berichtete: „Bei uns hat angeblich keiner Geld, aber alle zahlen sie mit großen Scheinen.“ Jetzt beschleicht mich so langsam der Verdacht, dass Finanzminister Kudrins milliardenschwerer Stabilitätsfonds aus lauter eingesammelten Zehn-Rubel-Noten besteht. Früher oder später muss das ans Licht kommen. Wenn bei Ihnen wieder einmal ein Einkauf am Wechselgeld scheitert, dann denken Sie an mich.

Freiwillige Verbannung

Kriminelle und missbrauchte Jugendliche aus Deutschland bekommen in Sibirien eine zweite Chance

Zwischen Knast und Heimanstalt bietet die deutsche Organisation „Pfad ins Leben GmbH“ jungen Delinquenten wie auch missbrauchten Opfern, eine Alternative: Fernab ihrer Heimat zeigen ihnen Betreuer einen Ausweg aus Kriminalität, Gewalt und Trauma – mit erstaunlichem Erfolg.

Von Stefan Bruder

Bastian war erst sieben, als er von seinen prügelnden Eltern davonlief. Nach drei Jahren Heimaufenthalt vermittelte ihn das zuständige Jugendamt ins sibirische Sedelnikowo, wo sich die gemeinnützige Organisation „Pfad ins Leben GmbH“ seither um den Kleinen kümmert. Dort wohnt er mit Betreuerin Peggy Rietzschel in familienähnlichen Verhältnissen und versucht, Abstand von den schockierenden Geschehnissen zu gewinnen. „Hier ist es besser als zu Hause – viel besser“, sagt der aufgeweckte 10-Jährige und hält dabei seinen schwarzen Kater liebevoll im Arm. Was wirklich geschah, versucht die 28-jährige staatlich anerkannte Erzieherin aus Sachsen immer noch herauszufinden. „Zu Hause hatte ich oft Schläge gekriegt und draußen geschlafen“, erzählt der Junge nüchtern, als würde er über das Schicksal anderer sprechen. „Jetzt ist das mein Zuhause.“

Bastian ist kein Einzelfall im 6500-Seelen-Städtchen Sedelnikowo, im Norden des Omsker Gebiets – wohl aber der jüngste Schützling. Neben ihm werden derzeit sechs weitere Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 21 Jahren betreut, denen Projektleiter Frank Kröner helfen will. 1997 kam der Diplomsozialpädagoge aus Jena das erste Mal mit einem – wie es im Fachjargon heißt – „Klienten“ hierher. Seitdem haben sich rund 25 Heranwachsende auf einen neuen „Pfad ins Leben begeben“, in Sibirien als auch in Norwegen, wo die Mitarbeiter eine zweite Projektstätte unterhalten. Doch der Aufenthalt im Ausland ist erst der Anfang: „Hier wird die Grundlage zur Rehabilitation gelegt, aber die entscheidende Phase findet erst in Deutschland statt“, erklärt Kröner sein Erziehungskonzept. Allerdings müssten sich die Jugendlichen



Bastian macht sich in Sedelnikowo nützlich.



Fotos: Stefan Bruder

grundsätzlich freiwillig entscheiden, wenn das Projekt Erfolge zeigen sollte.

Bleiben muss keiner – doch wer erst einmal hier ist, kann auch nicht so einfach weglafen, denn der idyllisch eingeschneite Ort liegt 300 Kilometer nördlich der westsibirischen Industriemetropole Omsk. Ringsum fast nur Sumpf, gen Norden unbewohnte Landstriche bis zum Eismeer. Russland bietet den Vorteil, dass die Jugendlichen aufgrund anfänglicher Verständigungsprobleme mit Einheimischen enger an ihre deutschen Betreuer gebunden seien, erklärt Kröner. In der Regel wende sich das Jugendamt in besonders schweren Fällen an ihn, so der Jenaer. Wenn ihnen nichts mehr einfalle, meint er verschmitzt, käme die sarkastische Bemerkung von den Kollegen: „Dann schicken sie ihn eben nach Sibirien!“ Die Rehabilitation straffällig gewordener oder missbrauchter Kinder hat ihren Preis: 53300 Euro kostet der einjährige Aufenthalt in Sibirien. Das sei noch billig im Vergleich zu deutschen Heimanstalten, gibt Kröner zu bedenken.

Die Geschichte der 16-jährigen Jacqueline ist eine traurige: Über Jahre andauernder

sexueller Missbrauch durch ihre nächsten Angehörigen. Mit Drogen und Alkohol versuchte das blonde Mädchen aus dem Ruhrgebiet ihre Erlebnisse zu verdrängen. Schließlich landete sie mit Essstörungen und Wahnvorstellungen in verschiedenen Kliniken und Psychiatrien, aus denen sie immer wieder ausriss, um von der Polizei aufgegriffen und erneut mit Medikamenten sediert zu werden. Im September letzten Jahres bezog auch sie mit ihrer Betreuerin eines der typischen Holzhäuschen im Dorf. „Ich war zuerst hier auf Vorbereitung, und das hatte mir sehr gut gefallen“, schildert sie ihre ersten Eindrücke. Wenn sie über ihre Zukunftspläne spricht, leuchten ihre Augen. „Eigentlich möchte ich wieder zur Schule gehen, einen Abschluss machen und einen Beruf erlernen.“ Doch Angst und aufgestaute Aggressivität begleiten sie auch heute gelegentlich noch. Nach vier Monaten will Jacqueline das Projekt nun abbrechen. Die ersten drei Monate seien gut gelaufen, doch dann hätte das Mädchen die Zeit in Sibirien zunehmend als Bestrafung verstanden und dies durch erste Regelverstöße deutlich

gemacht, resümiert ihre Betreuerin Beate Halatscheff.

Wer nach Sedelnikowo kommt, hat eine gute Chance, sein Leben noch in die richtigen Bahnen zu lenken. Im Mittelpunkt der Erziehung steht das Konzept der Erlebnispädagogik: Neue Werte und echtes Vertrauen zu sich und der Umwelt sollen vermittelt werden. Mit teilweise experimentellen Methoden wird das Gefühl eines Neuanfangs vermittelt, wie durch den praktischen Aufbau eines kleinen Hauses. „Zunächst muss Vertrauen zur Bezugsperson gewonnen werden“, erklärt Kröner die erste Phase der Rehabilitation, anschließend müsse festgestellt werden, wo die wahren Probleme der Jugendlichen lägen. Erst dann könne man sich mit den Sekundärproblematiken wie Drogen und Kriminalität befassen.

Der engagierte Sozialpädagoge fragt sich immer wieder, was ein tatsächlicher

Fortschritt für seine Schützlinge ist. „Ist es ein Erfolg, wenn sie einfach nur aufhören zu klauen, keine Drogen mehr nehmen oder gar einen Schulabschluss nachholen?“ Man müsse immer schauen, welche Möglichkeiten die Jugendlichen hätten, um diese zu fördern. „Für mich wäre es ein Misserfolg, wenn die Jugendlichen ‚bloß‘ ihre kriminellen Karrieren einstellen und sich zum angepassten Sozialhilfeempfänger entwickeln würden“, so Kröner.

Für Drogenhandel wurde Benjamin in Deutschland eine zweijährige Haftstrafe aufgebürdet, die unter der Bedingung einer Jugendhilfe auf Bewährung ausgesetzt wurde. „Ich hatte die Wahl zwischen Gefängnis und dem Projekt, und wer will schon ins Gefängnis!“, erklärt der mit 21 Jahren älteste Projektteilnehmer aus Bayern. „Anfangs war es sehr gewöhnungsbedürftig“, gesteht er. Seit vergangenem März wohnt er mit Betreuer Norfried Richter,

37, im nahe gelegenen Dorf Jewlantschewka. Dort ist der ausgeprägte Kontakt zu Natur und Tieren Teil des Erziehungskonzeptes. Zu Beginn hatte er einige Zeit mit einem Jäger in der Wildnis der unbewohnten Taiga verbracht, wo er seine eigenen Drogenprobleme anscheinend überwand.

Nach Willen der deutschen Behörden soll Benjamin noch im Februar in seine Heimat zurückkehren. Richter ist zufrieden mit dem Erreichten, trotz anfänglicher Rückschläge, die ein Betreuerwechsel verursacht hat. „Ben hat sein Grundziel erreicht – er ist von den Drogen weggekommen.“ Jetzt will Benjamin sich eine eigene Existenz in neuer Umgebung aufbauen, wo er eine Lehre machen oder Berufssoldat werden will. Seine Hoffnungen auf eine lohnenswerte Zukunft sind groß, daher stimmt er seiner Heimreise zu. Dennoch meint er fast wehmütig: „Russland werde ich vermissen.“

Juni 2006

Nachtschwärmer

Spanische Nacht in Moskau

Der coolste Platz der Stadt kann überall sein – mit den richtigen Leuten

Von Tobias Zihn

Es ist wie so oft am Samstagabend: Wir sitzen in der Küche und meine spanischen Mitbewohner haben mal wieder köstlich gekocht. Spargel mit Seranoschinken. Nun steht die Frage im Raum, wohin man noch gehen könnte. Ehrlich gesagt bin ich vom guten Wein und dem tollen Essen schläfrig und hätte nichts dagegen einzuwenden, auf dem Sofa eine gute DVD zu schauen. Außerdem ist es schon halb zwölf. „Kommt gar nicht in die Tüte“, sagt Javier. Sein Temperament ist voller Tatendrang und die Nacht beginnt in Spanien ohnehin spät. Wir einigen uns auf das Apschu. Ein netter Club mit toller Live-Musik gleich bei uns um die Ecke.

Als wir an der Metrostation Nowokusnezkaja vorbeikommen, verlangsamt sich unser Schritt. Der ganze Platz ist voller Leute, die mit Bier in der Hand zusammenstehen und

dem Gitarristen in ihrer Mitte lauschen. „Komm, lass uns hier ein Bier trinken. Die Stimmung ist so schön“, sagt Javier und schon habe ich eins in der Hand. Die Laune bei den Leuten steigt. Es ist herrlich warm, am Horizont sieht man noch das letzte Tageslicht entweichen. „Mensch, es ist jetzt gerade wie in Spanien“, ist mein Mitbewohner begeistert. „Die Menschen auf der Straße, gute Musik – einfach herrlich. Das ist Sommer.“

Javier gibt mir sein Bier und geht auf den Gitarristen zu. Wenig später steht er im Kreis und zupft die Saiten. Spanische Folklore. Die Russen sind begeistert und klatschen in die Hände. Auch Carmen und Gloria können sich nicht mehr halten, das spanische Blut in ihren Adern fängt an zu kochen: Gloria ruft Javier etwas auf Spanisch zu, Javier ändert den Takt und schon tanzen die beiden Mädels einen Flamenco. Sogar

mit Kastagnetten, die Gloria immer in ihrer Handtasche hat. Die Russen stehen im Kreis um die drei Exilspanier und feuern immer wieder zu neuen Tänzen an. Sie haben sichtlich ihren Spaß.

Das Apschu ist vergessen, es kommen immer mehr Menschen. Der Platz vor der Metro ist ohne Zweifel an diesem Abend der coolste Platz der Stadt. Als ich – nach einer kurzen Weile, wie mir scheint – in den Himmel schaue, dämmt schon wieder der neue Tag. Kurz nach vier zeigt das Zifferblatt meiner Uhr. Javier lässt die Gitarre sinken, Carmens und Glorias Füße schmerzen, die Russen machen sich auf den Weg nach Hause. Javier und ich gehen nun doch noch ins Apschu. „Was für ein toller Abend“, sage ich begeistert. Wir sitzen uns schweigend mit einem Lächeln auf dem Gesicht gegenüber und denken an die gerade vergangene Nacht zurück. An die spanische Nacht in Moskau.

April 2001

„Wenn es irgendwo einfriert, haben alle kein Wasser“

Deutsche Behelfssiedlungen sollen irgendwann aus Asowo verschwinden

Die Stühle im Vorzimmer des Büros von Bruno Reiter, dem Leiter des Deutschen Landkreises Asowo bei Omsk, sind voll besetzt. Die Menschen des 25000 Einwohner zählenden Rayons suchen den Landrat vor allem auf, um Wohnungsprobleme zu lösen. Asowo ist Anlaufstelle für Immigranten aus Kasachstan. Noch immer ziehen so viele herbei, wie nach Deutschland gehen. Die ehemalige Sowjetrepublik ekelt Nicht-Kasachen systematisch raus. Auch aus den angrenzenden russischen Regionen siedeln die Menschen über.

Von Volker Uphoff

„Sie kommen zu einer ungünstigen Zeit“, sagt der Landrat, der bis 1992 Biologieprofessor an der Omsker Universität war – ein tragfähiger Kandidat für die deutsche und die russische Regierung. Auch die Bevölkerung nahm den Russlanddeutschen an und wählte ihn zu ihrem Chef. Der 59-Jährige ist Nachfahre von Übersiedlern aus dem Wolgagebiet, die es im vorletzten Jahrhundert ins Omsker Gebiet verschlagen hatte, um deutsche Dörfer zu gründen. „Was man im Moment an der Oberfläche sieht, wird dem nicht gerecht, was wir geleistet haben“, sagt Reiter. „Es scheint, als hätten sich die russische und die deutsche Regierung gemeinsam gegen uns verschworen.“

Asowo liegt 35 Kilometer südlich von Omsk in der südsibirischen Birkensteppe. Bäume wachsen nur, wo sich genügend Grundwasser sammelt. Die Sommer sind so heiß und trocken, dass der Boden Risse bekommt.

Der erste Eindruck ist keineswegs so katastrophal, wie der Landrat es darstellt. Saubere kleine blaue Busse warten in der Wintersonne. Der Dorfkern ist mit bunten russisch-sibirischen Holzhäusern bebaut. Die Straßen bestehen aus einer festgefahrebenen Schneedecke, der Niederschlag von Monaten liegt zum Teil in gestochenen eisigen Quadern vor den Hauseingängen. Die Wege zu Straßen und Nebengebäuden sind frei. Auf dem Fußballplatz tummeln sich die Jungen. Im Sportheim „Stern“



übten Lehrer mit den Kindern Gymnastik, Tanz, Turnen und Kampfsport.

Die Idylle zerbricht am Ortsrand. Vor dem ersten Birkenwäldchen stehen dreistöckige Miethäuser mit Zinkdächern und rotgestrichenen Balkonbefestigungen. Sie sind erst ein paar Jahre alt, doch unter den Giebelsternen breiten sich schon Rostflecken aus.

Der Fonds Asowo hat bis zum Regierungswechsel 1998 mit deutschen Fördermitteln Wohnraum angekauft und gebaut. Eine Siedlung mit „Cottages“ wurde aus dem Boden gestampft. Sie fallen von einer Reihe zur anderen bescheidener aus. In den ersten Zeilen finden sich Eigenheime, kleine „Villen“. Im dritten oder vierten Glied aber lässt der Luxus nach, und zuletzt reichten die Mittel nur noch für kleine Kabäuschen.

In einem Einfamilienhaus lebt Lidija Ljes, ihr Mann ist Ukrainer, sie eine geborene Rhein. Sie hat eine achtzehnjährige Tochter, ihr Sohn ist Rekrut in der Armee. Lidija arbeitet in der Sozialverwaltung des Ortes. Sie gehört zu einem

Bei 15 Grad unter Null ist Bewegung der beste Frostschutz.

Rat von Mitarbeitern, der entscheidet, ob eine Familie Sozialhilfe bekommt. Die Unterstützung wird nur in einem Monat des Jahres ausgezahlt, pro Kind hundert Rubel. Sie sagt: „Die meisten Probleme in den Familien haben irgendwie mit Geld zu tun. Die Löhne sind viel zu niedrig. Die Leute bekommen im Durchschnitt 600 bis 900 Rubel im Monat, wenn sie überhaupt eine Stelle finden. Es gibt Dörfer, in denen es keinen einzigen Arbeitsplatz gibt.“ Die meisten hätten dennoch irgendwie ihr Auskommen, weil sie ein kleines Stück Land beackerten, ein paar Schweine und Kühe hielten. „Schwierig wird es für die Ärmeren, wenn sich etwas nicht mit Naturalien begleichen lässt.“

Fast jeder zweite Mann, so berichtet die Sozial-Verwalterin, arbeite schichtweise im hohen Norden, wo es Rohstoffe und Arbeitskräfte gibt. Die Männer seien drei Monate dort und kehrten dann für einen

Monat zur Familie zurück. Eine Situation, an der sich viele Konflikte entzündeten.

Lidija Ljes verdient als Mitarbeiterin bei der Administration mit 2000 Rubeln recht gut. Achthundert Rubel müsse sie aber allein für das Haus abziehen, sagt sie. Sie wohnt seit fünf Jahren in dem 140 Quadratmeter-Klinkerbau. Ein Zimmer vermietet sie, um die Haushaltskasse aufzubessern.

Die tristesten Ecken Asowos aber sind die Containersiedlungen. Zwei sind aus deutschen Metall-Behältern errichtet, zwei aus russischen Güterwaggons. In Asowo-1 stehen die grauen Blöcke in sieben oder acht Reihen. Die deutsche Regierung hat sie vor acht Jahren als Notunterkunft zur Verfügung gestellt. Die Behelfe aber sind zur Dauereinrichtung geworden.

Zehn Parteien leben in einer Reihe, an beiden Enden steht ein Container mit Bad und WC. Konstantin Ohl wohnt hier mit Frau Olga und Sohn Nikita auf 20 Quadratmetern. Er ist Arzt in einer Poliklinik, Spezialgebiet Hautkrankheiten. Die Decken sind niedrig, die Wände innen mit Plastik verkleidet. Die Luft ist knochentrocken. Die Räume werden mit Radiatoren überheizt, weil sonst die Wasserrohre innerhalb einer Stunde einfrieren könnten. „Das Rohr zieht sich wie eine Schlange durch die Wohnungen, wenn es irgendwo einfriert, haben alle kein Wasser“, sagt Ohl.

Der 30-Jährige ist mit seinen Eltern 1993 aus Irtytschk in Nordkasachstan nach Asowo gezogen. Dort hatte sein Vater, Chef einer Bierfabrik, nebenher einen Hof. „Wir hatten zwanzig bis dreißig Schweine und eine Handvoll Kühe. Irgendwann kam Nasarbajew zu Besuch, und die Kasachen haben alles im Dorf eingerissen: die Bäckerei, die Kolchose, die Schule. Da sind wir aufgebrochen.“

Container werden in Sibirien schnell alt. In Deutschland würden sie nach zwei Jahren renoviert, sagt Ohl. Die Wohnwirtschaft in Asowo aber kümmere sich nicht darum. „Gestern, als sie hörten, dass Journalisten zu Besuch kommen, haben sie das Loch in unserem Boden zugemacht und mit Linoleum abgedeckt“, sagt er. „Vorher sind hier die Mäuse spazieren gegangen.“ Die Ohls zahlen über 600 Rubel für Miete, Strom und Wasser. Den Familienvater ärgert, dass der Verbrauch auf alle Bewohner gleich umgelegt wird, und traut den kommunalen Rechnungen nicht. „Sie sagen, wir sollen uns einen eigenen Zähler einbauen. Aber der kostet Geld, und wir wollen doch raus hier.“



Fotos: Volker Uphoff

Konstantins Eltern und Schwiegereltern haben es in Asowo zu einem Haus gebracht. „Das Leben unter einem Dach aber war unmöglich, so sind wir hier gelandet.“ Die Übergangslösung dauert schon zwei Jahre. Der Lohn eines Arztes in einer Poliklinik erlaubt keine großen Sprünge. Nach Deutschland will Ohl nicht, weil er kein Talent für Sprachen besitzt. Er hat an Bekannte im Norden geschrieben, um einen Job zu bekommen. „Ich werde zwei Jahre am Polarkreis arbeiten, man bekommt dort das Zehnfache.“ Danach will er für seine Familie ein Haus bauen, irgenwo in der Nähe von Wasser.

„Natürlich möchte ich, dass die Container schnell verschwinden“, sagt Bruno Reiter. „Es kommen aber immer noch Deutsche aus Kasachstan, und wir brauchen Wohnungen für qualifiziertes Personal – wo sollen wir sie alle unterbringen?“

Der 59-Jährige hängt alten Zeiten nach, als Kohls Bundesregierung ihm Geld für einen Wohnungsbau-Fonds zur Verfügung stellte. 80 Millionen Mark kamen im Laufe der Jahre zusammen. „Wir haben 1997 und 1998 mehr als 2700 Wohnungen im ganzen Omsker Gebiet gekauft und sie den aus Kasachstan anreisenden Deutschen gegeben. Die neue Regierung musste alles anschwärzen, was die alte geschaffen hat. Und unser Programm wurde gestrichen.“

Vertreter der neuen deutschen Politik vor Ort ist Uwe-Jens Peter, der für die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit die Förderung der Russlanddeutschen in der Oblast koordiniert. Er sagt: „Wir wollen die Container, die belegt

Containersiedlung Asowo-1, erste Reihe: Trister Winkel am Ortsrand.

sind, auf ein solches Niveau bringen, dass sie übergangsweise wieder bewohnbar sind.“ Freiwerdende Metallkästen würden entsorgt oder zumindest unnutzbar gemacht. Die GTZ werde gleichzeitig freier werdende Wohnungen aufkaufen, um sie in sozial extremen Fällen zur Verfügung zu stellen. Außerdem gebe es die Möglichkeit langfristiger Hypothekenkredite. „Das soll der Erhaltung der Gebiete mit einer hohen Konzentration an Russlanddeutschen dienen.“

Bruno Reiter kann mit der individuellen „Hilfe zur Selbsthilfe“ nach dem Muster der GTZ wenig anfangen. Seit dem Regierungswechsel in Deutschland, meint er, seien von früher 100 Orten mit mehrheitlich deutscher Bevölkerung im Gebiet 30 verloren gegangen. „Die Übersiedler aus Kasachstan kommen als arme Leute. Sie haben nicht das Geld, die Häuser derjenigen zu kaufen, die nach Deutschland ausreisen. Stattdessen werden sie jetzt von den Russen gekauft.“

Die Wohnungsfrage hält Reiter nach wie vor für den Schlüssel zur Lösung der Probleme der Deutschen im Gebiet. „Wenn man den Leuten ein Haus und ein Stück Land gibt, lösen sich alle übrigen Fragen von selbst.“ Dann werde man irgendwann vielleicht auch die Container verschrotten, sofern sie die Gemeinde nicht noch gebrauchen könne – zum Beispiel als Geräteschuppen.

Июль 2004

Последнее пристанище золота Трои

Золото Трои, найденное предпринимателем и авантюристом Генрихом Шлиманом почти 150 лет тому назад, никак не может найти себе пристанище. В течение последнего времени оно является камнем преткновения во взаимоотношениях Турции, Греции, России и Германии. А на холме Гиссарлык раскопки возобновились в 1987 году...

Олег Никифоров

Как раз 17 июня 1873 года германскому археологу Генриху Шлиману удалось подтвердить свою догадку, что античная Троя находилась на холме Гиссарлык на северо-западе Малой Азии, на территории нынешней Турции. При раскопках были найдены тысячи различных предметов древнего уклада жизни, среди которых самым ценным был так называемый «клад Приама», троянского царя, погибшего при осаде города греками. «Клад Приама» представлял собой ларец с золотыми украшениями, чашами и вазами. Г.Шлиман выкопал из-под земли один из слоев легендарного города и контрабандным путем, при помощи британского дипломата Фрэнка Кэлверта вывез в Афины около 8000 предметов из золота, серебра, меди и слоновой кости. Дело в том, что согласно договору с турками Г.Шлиман должен был половину своих находок передать Османской империи. В 1875 году он был осужден и выплатил археологическому музею в Истамбуле штраф в размере 50 тысяч золотых франков, за что получил разрешение от Османской империи продолжать раскопки. Но ему снова удалось обмануть турок и нелегально вывезти свои находки за границу.

Однако попытки Г.Шлимана основать в Греции музей и разместить там золото Трои, натолкнулось на недоверие греческого правительства, связанного с его участием в археологических раскопках в Микенах, когда он утаил часть находок.

Тогдашнее российское правительство также не доверяло Г.Шлиману, хотя основная часть капитала, за счет которого он финансировал свои археологические увлечения, была сделана им за 11



Образец трофея из сокровищницы Трои.

лет предпринимательской деятельности в Петербурге, особенно в период Крымской войны, когда он поставлял для России селитру, порох, медь. Женившись в России на купеческой дочери Екатерине Лужиной Г.Шлиман стал купцом 1-й гильдии – в сегодняшнем Санкт-Петербурге имеется памятная доска с его именем.

Часть своих находок – около двух сотен предметов, найденных при раскопках Трои, Г.Шлиман в 1883 году передал в Петербург, остальная часть коллекции досталась, согласно завещанию, его второй жене Софии, которая должна была передать ее в дар немецкому народу. Сам Г.Шлиман умер от малярии в 1890 году.

София выполнила волю покойного мужа, и он стал почетным гражданином Берлина. Вплоть до конца Второй мировой войны коллекция экспонировалась в берлинском музее древней истории, в так называемом «Гроппиусе». А в самом кон-

це войны оно укрывалось от артобстрелов и авиационных налетов в одном из противоздушных укреплений в районе Цоогартен. Бывший директор берлинского музея древней истории Вильгельм Унверцагт сообщил, что он передал коллекцию Шлимана советской комиссии, обследовавшей немецкие музеи, подписав протокол о передаче советской администрации основной части коллекции. Но никаких документов найдено не было – на все же запросы советские официальные органы упорно утверждали, что золото Трои погибло во время битвы за Берлин. В течение полувека золото Трои считалось утерянным.

В 1989 году вдова директора берлинского музея Вильгельма Унверцагта опубликовала дневники мужа. А в начале 90-х годов, благодаря случаю, российский историк Григорий Козлов нашел документы, подтверждающие, что коллекция Шлима-

на находится в России. Из них было ясно, что коллекция была передана советским властям в мае 1945 года и в августе того же года оказалась в Музее изобразительных искусств им. А. С. Пушкина. В апреле 1991 года Г. Козлов и его коллега Константин Акинша опубликовали об этом статью в американском журнале «Artnews». Это привлекло к проблеме внимание мировой общественности. В 1993 году Борис Ельцин во время своего визита в Афины официально признал, что коллекция находится в России. Сразу после этого на коллекцию стали претендовать Германия и Турция. В Германии проблема возврата коллекции Шлимана рассматривается в общем контексте возврата вывезенных с территории Германии во время войны предметов искусства, для чего еще в 1993 году была образована совместная российско-германская комиссия. Турция же исходит из того, что Г. Шлиман в свое время нарушил имеющиеся договоры и нелегально вывез добытые на территории Турции археологические сокровища. Впервые германская делегация смогла увидеть в Москве коллекцию Шлимана в 1994 году. Часть золота Трои впервые

была выставлена на обозрение в Музее изобразительных искусств им. А. С. Пушкина в Москве в 1996 г., а два года спустя в Эрмитаже была организована выставка, наиболее полно экспонирующая все находки Шлимана – те, что хранились в СССР, и те, что оставались в Берлине.

Россия в вопросе возврата захваченных в годы войны произведений искусства заняла благодаря решению Государственной думы 1997-го и 1998 годов позицию, которая позволяет рассматривать их как часть компенсации за материальные потери, понесенные в ходе войны. Более того, тогдашний российский президент Б. Ельцин был вынужден под давлением Конституционного суда 6 апреля 1998 года подписать соответствующий закон 1997 года, объявлявший захваченные предметы искусства постоянной собственностью России. При этом президент сделал оговорку, что этот закон противоречит имеющимся международным обязательствам России. Действительно, ведь все вопросы реституции регулировались соответствующими международными договорами послевоенного периода и в них предметы искусства

не упоминались. 20 июля 1999 года российский Конституционный суд вновь рассмотрел этот спорный закон. В него были внесены изменения, позволяющие возвращать захваченные частными лицами во время войны предметы искусства частным лицам и неправительственным организациям, если они не имели ничего общего с нацистскими организациями.

Вопрос, кому принадлежит золото Трои, остается открытым, потому что согласно международному праву на него могут претендовать и Германия, и Турция, и Греция и даже Россия. Поэтому, некоторые ученые, в частности, тьюбингский профессор Манфред Корфманн считают, что подобные сокровища должны принадлежать всему человечеству и демонстрироваться попеременно во всех столицах мира. Во время краткого визита в Москву накануне ноябрьских праздников 2003 года министр культуры Греции Евангелос Венизелос высказал пожелание, чтобы во время Афинской Олимпиады в Греции было показано «Золото Трои» – экспозиция из московского Музея изобразительных искусств им. Пушкина. Переговоры на этот счет еще ведутся.

Март 2005

...И снова Мюнхгаузен!

Александр Захаров

Вице-президент Международного союза мастеров художественнойковки Георг Петау закончил работу над макетом памятника барону Мюнхгаузену, который планируется установить этим летом в Калининграде. Немецкий «чудобогатырь» изображен во время совершения одного из самых значительных своих подвигов – полете на пушечном ядре... Как известно, это отчаянное предприятие барон совершил во время службы в русской армии, когда в ходе очередной войны с Турцией он таким образом провел разведку неприятельской крепости. Памятник будет из металла, высотой около двух метров. Постамент предполагается выполнить таким образом, чтобы с одной стороны

вырезанного на металлическом листе силуэта Мюнхгаузена, изображенного верхом на ядре, было написано: «Калининград», а с другой: «Кёнигсберг». Хотя эти два города разделены естественным ходом событий, «стена» между ними не будет глухой. Благодаря «отверстиям» в виде Мюнхгаузена, каждому желающему представится возможность заглянуть из одной части истории города в другую. Тем самым бравадный русский ротмистр Мюнхгаузен, позади которого немецкое прошлое, а впереди – российское настоящее и будущее, окончательно и бесповоротно снимет историческое калининградско-кёнигсбергское противоречие и закроет данный вопрос, поставив своим ядром жирную и окончательную точку в его решении.



Фото: А. Захаров

April 2001

Keine Biografie ist makellos

Zum Streit um Berlins einstigen Stadtkommandanten Nikolaj Bersarin

Nur 50 Tage war Nikolaj Bersarin Stadtkommandant von Berlin. Doch in dieser Zeit hat er der zerstörten Stadt vor 56 Jahren neues Leben eingehaucht. Um seine historische Rolle gibt es bis heute Streit. Der Berliner Senat verweigert dem Russen standhaft die Ehrenbürgerschaft.

Von Gerit Schulze

Berlin hungert. Berlin durstet. Berlin sitzt im Dunkeln. Straßen und Wege sind unpassierbar, wo sich einst prächtige Häuserzeilen erhoben, gähnen gespenstische Löcher. Bombenteppiche haben die Stadt amputiert und ihr Leben ausgehaucht in diesen letzten Apriltagen des Jahres 1945. Noch krachen vereinzelte Schüsse, als der künftige Sieger dieser Schlacht aus Moskau einen Stadtkommandanten in die Hauptstadt des siechenden Dritten Reiches schickt. Nikolaj Bersarin heißt der Generaloberst, der am 28. April seinen Dienst in Berlin antritt. Er hat nicht viel Zeit. Einen Tag zuvor hat die zurückweichende Wehrmacht das Kraftwerk Charlottenburg gesprengt, nach dem Stromblackout bricht auch die Wasserversorgung zusammen. Kanalisation, Kommunikation und Verkehr liegen längst brach. „Berlin war technisch tot“, beschreibt der Historiker Gert Porsche die Situation an der Spree. Doch schon 16 Stunden nach der Detonation des Kraftwerksgenerators beginnt die Reanimation der Stadt, noch während in den Straßen schwere Kämpfe toben. Der neue Stadtkommandant Bersarin befiehlt, ein kleines Kraftwerk in Rummelsburg wieder in Betrieb zu nehmen, um Berlin den Lebenssaft Strom zurückzugeben.

Das war die Basis für die „gemessen an den Bedingungen in der zerstörten, noch umkämpften Stadt unvorstellbar schnelle Wiederherstellung der technischen Infrastruktur“, schreibt Porsche. „Mann der Stunde“ nannte der CDU-Politiker Ernst Lemmer Generaloberst Bersarin später in seinen Memoiren. Die Zerstörungen

in Berlin empfand Lemmer damals als so fürchterlich, dass die Behebung der Kriegsfolgen in Berlin wohl 50 Jahre dauern würde“. Die Trümmerbeseitigung wurde dann auch als Aufgabe Nummer eins ausgegeben. „Generaloberst Bersarin schien nichts wichtiger zu sein, als Berlin wieder lebensfähig zu machen“, schreibt der Politiker in seinen Erinnerungen. Er habe seine Aufgabe so ernst genommen „und hielt sie für so selbstverständlich, als hätte er sie in seinem eigenen Land durchzuführen“.

Der Senat verwies darauf, dass viele Ostberliner „Ehrenbürger“ zuweilen eine sehr zweifelhafte Rolle in der Geschichte gespielt hatten.

Im Eiltempo setzte der russische Stadtkommandant Befehle durch, um das öffentliche Leben in der Stadt zu reaktivieren. Noch vor der Kapitulation der Wehrmacht ist das Kraftwerk Steglitz wieder am Netz, am 4. Mai sendet der Berliner Rundfunk wieder. Am 5. Mai ordnet Bersarin provisorische Lebensmittelversorgung an, er ernennt den späteren CDU-Politiker Andreas Hermes zum Leiter des Ernährungsamtes. Auch das religiöse Leben kommt in Gang, am 11. Mai findet der erste jüdische Gottesdienst statt. Im Tagesrhythmus kehren wichtige Bereiche in den Alltag zurück: Gasversorgung, U-Bahn, Buslinien, Straßenlaternen, Kanalisation. Selbst für Zerstreuung in all dem Elend sorgt der Russe: Er berät mit Berliner Theaterleuten über die Eröffnung einer Spielstätte, am 20. Mai spielen zwei Mannschaften vor 10 000 Zuschauern und einer Trümmerlandschaft Fußball.

Doch die zerstörte Stadt hat Bersarin das Leben gekostet. Am 16. Juni 1945,

nach nur 50 Tagen Dienstzeit in Berlin, verunglückt der Generaloberst mit seinem Motorrad auf den Straßen seines Amtsbezirks. Im Ostteil der Stadt wird schon 1946 ein Platz nach ihm benannt, die DDR-Hauptstadt setzt den einstigen Stadtkommandanten 30 Jahre nach seinem Tod posthum auf ihre Ehrenbürgerliste. Die ostdeutsche Liste wurde 1992 zusammengestrichen und nicht komplett in die Gesamtberliner übernommen. Der Senat verwies darauf, dass viele der Ostberliner „Ehrenbürger“ Kommunisten und Militärs waren, die zuweilen eine sehr zweifelhafte Rolle in der Geschichte gespielt hatten.

Im letzten Jahr dann ist die Diskussion um Bersarin voll entbrannt. Grüne und PDS brachten im Mai einen Antrag ins Abgeordnetenhaus ein und forderten, den Stadtkommandanten wieder in die Liste der Ehrenbürger aufzunehmen. „Er gab Anweisungen, die den Menschen das Überleben in der zerstörten Metropole sichern sollten“, schrieben die Bündnisgrünen in ihrer Begründung. Die Neuaufnahme „wäre ein Akt der Wiedergutmachung an Volk und Familie“ des Stadtkommandanten. Das Berliner Parlament stimmte tatsächlich mehrheitlich für den Antrag, gegen die Stimmen der CDU. Doch der Regierende Oberbürgermeister Eberhard Diepgen (CDU) hatte das letzte Wort und war dagegen. Sein Parteikollege Uwe Lehmann-Brauns setzte noch einen drauf und meinte vor dem Abgeordnetenhaus: „Im Allgemeinen hat Stalin seine hochrangigen Militärs nicht aus der Gruppe der Gutmenschen ausgesucht. Die Opfer der Stalin-Zeit empfänden eine posthume Legitimierung Bersarins als Verhöhnung eben dieser Opfer.“

Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ schrieb im September letzten Jahres: „Was unter Bersarins Verantwortung im besetzten Berlin geschah, mag historisch zu verstehen sein, ehrenhaft aber war es nicht.“ Der FAZ-Autor argumentiert, Bersarin



Nikolaj Bersarin mit Tochter Irina und noch vor seinem Einsatz als Berliner Stadtkommandant hoch zu Ross.



Fotos: Archiv

hätte auf Drängen Stalins Kommunisten bei der Machtverteilung bevorzugt, hätte Wohnungen gegen Besatzungsrecht zwangsräumen lassen und sei nicht gegen Vergewaltigungen und Plünderungen durch seine Soldaten vorgegangen. Außerdem hätte er Krankenhäusern und Ärzten untersagt, Abtreibungen vorzunehmen. Fazit der FAZ: „Warum das Bersarin-Bündnis im Berliner Abgeordnetenhaus es überhaupt für dringlich erachtete, dem Helden der Sowjetunion Nikolaj Bersarin die Ehrenbürgerwürde zu verleihen, ist kaum zu verstehen.“

Alexandra Lasuk, die 34-jährige Enkelin Bersarins, kann diese Argumentation nicht nachvollziehen. „Die Rolle eines Menschen in der Geschichte ist nie absolut“, sagt sie bei einem Gespräch mit der MDZ. „Jeden Menschen kann man von der einen und von der anderen Seite sehen.“ Ihr Großvater habe sich seinen Auftrag sehr zu

Herzen genommen und Berlin wie seine Heimatstadt angesehen und behandelt. „Er hat nicht nur irgendeinen Auftrag erfüllt, wie die CDU behauptet“, sagt die Moskauerin. „Schließlich haben sich die Menschen noch Jahrzehnte später an sein Wirken erinnert.“

Die Bersarin-Enkelin ist bis heute traurig und wütend, dass der Name ihres Großvaters verleumdet wurde. Der CDU-Politiker Günter Toepfer hatte ihm Anfang der 90er Jahre unterstellt, in der Nacht des 14. Juli 1940 als Militärbefehlshaber an der Deportation von 47 000 Balten beteiligt gewesen zu sein. Historiker-Recherchen hatten jedoch ergeben, dass Bersarin erst mit Befehl vom 26. Mai 1941 aus Sibirien nach Lettland versetzt wurde. „Verleumdung ist schlimmer als Rußflecken, man kann sie nicht so einfach abwaschen“, meint Alexandra. Bis heute hat sie keine Entschuldigung des Politikers aus Berlin erhalten.

Michael Cramer von den Grünen schrieb zum Streit um Bersarin: „So kompliziert wie die Geschichte sind auch die Biografien der politischen Akteure.“ Darum sei das Argument „einmal Stalinist – immer Stalinist“ nicht nur grobschlächtig, sondern intellektuell und historisch völlig unter Niveau. Cramer erinnert an Berlins Ehrenbürger Michail Gorbatschow oder Graf von Stauffenberg, die auch nicht nur ruhmreiche Biografien haben. Ehrenbürger Helmut Kohl ist da nur ein weiteres Beispiel.

Bersarin-Enkelin Alexandra mag trotz der Ereignisse Berlin und seine Bewohner. „Es ist eine so wunderschöne grüne Stadt“, schwärmt sie von der Spreemetropole. Im April fährt die Moskauer Augenärztin zu einem dreimonatigen Praktikum in die deutsche Hauptstadt, der ihr Großvater vor genau 56 Jahren die ersten Lebensspuren nach dem Kriegsdesaster einhauchte.

November 2005



Liebe auf den zweiten Blick

Von Carmen Eller

Die Liebe auf den ersten Blick ist, nach allem, was ich weiß, ein seltenes Phänomen. Kennen Sie einen Menschen, der sie mit Moskau erlebt hat? Ich auch nicht. Was nicht heißt, dass man sich in diese Stadt nicht verlieben kann. Aber eines müssen Sie wissen: Es funktioniert nur, wenn Sie den ersten Schritt machen. Moskau macht ihn nicht.

Wenn sie jetzt die Augen schließen und sich die Stadt als Mensch vorstellen, wen sehen Sie? Einen höflichen und hilfsbereiten Zeitgenossen? Wohl kaum. Moskau ist ein Egoist. Voller Ehrgeiz und Energie und ganz ehrlich: Bescheidenheit gehört nicht zu seinen Stärken. Seine Zeit ist knapp, sein Terminkalender voll und sein Leben eine Achterbahnfahrt. Er geht mit Siebenmeilenstiefeln und grüßt nie im Treppenhaus. Er liebt den Luxus und das Leben im Augenblick. Er lebt auf großem Fuß, auch wenn er dafür über andere Menschen trampeln muss. Er betritt eine Wohnung nur ohne Schuhe, aber an

Müllhalden vor der Haustür stört er sich nicht. Er hat ein dickes Fell und das nicht nur, weil er im Winter am liebsten Pelze trägt. Er telefoniert im Kino und, wenn nötig, auch im Bolschoi. Er drängelt immer in der Metro und lacht nie in der Öffentlichkeit. Würde die Stadt in einer Kontaktanzeige für sich werben, gäbe es wohl nur wenige Zuschriften. Tatsächlich zieht es aber Millionen nach Moskau. Sie natürlich auch.

Lernt man den Menschen aus unserem Gedankenspiel näher kennen, sieht man: Er ist gefragt bei Künstlern aus aller Welt, auch wenn er immer noch gerne Modern Talking hört. Er lässt Sie kostenlos telefonieren, bietet den besten Wodka der Welt und ist wandlungsfähiger als ein Chamäleon. Mit ihm können Sie auch am Sonntag einkaufen gehen und im Sekundentakt Metro fahren.

Moskau will hoch hinaus und pendelt dabei zwischen Ehrgeiz und Größenwahn. Vor seinen Toren plant man eine Stadt für Millionäre, in seinem Zentrum das höchste Gebäude Europas. Vor großen Feiertä-

gen schießt man hier Zementpartikel in die Luft und sorgt so für Sonne und blauen Himmel.

Mit Moskau haben Sie eine Stadt der Superlative gewählt. Die größte Metropole Europas, die leider auf der mentalen Landkarte vieler Europäer im toten Winkel liegt. Wer sich mit der Stadt einlässt, gilt als Exot. „Moskau ist nicht Russland“, sagen mir viele Russen. Man spricht oft schlecht über die Stadt, aber nie ganz ohne Stolz. Wenn es darauf ankommt, ist Moskau noch immer das Herz von Russland, auch wenn es selten viel Gefühl zeigt.

Moskau bemüht sich nicht um Sie, also bemühen Sie sich um Moskau. Fühlen Sie sich herausgefordert und erobern Sie die Stadt. Wie reagieren Sie, wenn Moskau in der Metro wieder Ellbogen zeigt oder seine grell lackierten Krallen ausfährt? Sie können meckern, schimpfen, fluchen. Oder einmal lächeln. Vielleicht springt dann auch bei Ihnen der Funke über. Auf diese Stadt lohnt sich ein zweiter Blick. Denn erstens ist Moskau anders und zweitens als man denkt.

Dezember 2002

Wer hat hier die Mütze auf?

In den Moskauer Süßwarengeschäften fallen Weihnachten und Ostern tatsächlich zusammen. Zwar steht gerade erst der Heiligabend vor der Tür, aber nach dem Fest ist dann schon wieder vor dem Fest. Und rein geschmacklich sind die Schoko-Kameraden im Regal ohnehin vom selben Schlag.



Foto: Gerrit Schulze

Schöne neue Zirkuswelt

Sowjetische Manegetradition soll wieder aufblühen

Vermutlich träumen nur die wenigsten Kinder davon, eines Tages Rechnungen zu tippen oder Petersilie zu verkaufen. Aufregende Berufe wie Löwendompteur oder Seiltänzerin faszinieren den Nachwuchs seit Generationen ungebrochen. Hinter den Kulissen der glitzernden Zirkusmanege schimmert jedoch längst nicht alles rosig.

Von Veronika Wengert

Die Krise der russischen Zirkuswelt ist augenscheinlich: Zu Sowjetzeiten als eine der besten Manegetraditionen weltweit gefeiert, dominieren heute zerfledderte leere Zuschauersessel und zweitklassige Show-Programme vielerorts die Arenen. „Wir sind hierzulande schon ohne Heizung und Licht und bald schon könnten wir auch ohne Zirkus bleiben“, mahnt der ehemalige Dompteur Mstislaw Sapaschnyj, der derzeit den Staatlichen Zirkus in Sotchi leitet.

Abseits der größten Arenen des Landes in Moskau und St. Petersburg, die mit überdurchschnittlichen Gehältern, ständig wechselnden Programmen und einem guten Ruf Artisten und Zuschauer locken, kämpfen die meisten der rund 40 staatlichen Zirkusse in Russland ums Überleben: Immer mehr Trapezkünstler, Jongleure und Clowns wandern ins Ausland ab. Auf etwa 20 bis 30 Prozent schätzt Igor Kio den Anteil russischer Artisten in den Manegen anderer Länder. „Das sind alles unsere Künstler. Früher konnte man sie noch zentriert in Moskau bewundern, heute sind sie jedoch überall“, klagt der Verdiente Volkskünstler. Trotz der massiven Abwanderung von Talenten arbeiten landesweit etwa 3000 Künstler in den staatlichen Manegen. Allein 800 Artisten sind in der russischen Hauptstadt beschäftigt, schätzt Alexej Bogotkow, der das Organisationskomitee der nationalen Zirkus-Prämie „Zirk“ in diesem Jahr leitet.

Um den weiteren Zerfall einer anspruchsvollen Zirkustradition zu verhindern, wurde vor vier Jahren die Nationale Akademie der Zirkuskünste ins Leben gerufen. In der Interessengemeinschaft engagieren sich Direktoren, Volkskünstler und Angehörige traditioneller russischer Zirkus-Dynastien wie der Familien Durow oder Nikulin. Vor allem die Förderung von Talenten sowie



die Entwicklung zeitgemäßer Programme steht im Mittelpunkt der Arbeit.

Vor kurzem hat die Vereinigung einen offenen Brief an Kulturminister Michail Schwydkoj verfasst, in dem eine dringende Reform des russischen Zirkuswesens gefordert wird. Beklagt wurden vor allem das mangelhafte System wechselseitiger Gastspiele, der marode Zustand vieler Arenen, die Qualität der Programme sowie das global nachlassende Interesse der Medien und der Öffentlichkeit am Zirkus.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Akademie gehört die jährliche Vergabe der Prämie „Zirk“, die in diesen Tagen in Moskau und St. Petersburg verliehen wurde. Im Rahmen der Preisverleihung fand auch das erste Moskauer Internationale Zirkusfestival statt. Die einzige Auszeichnung dieser Art in Russland sieht die Förderung talentierter Künstler in Form von Gastspielen vor: Ein Jahr lang präsentieren die Preisträger ihre Kunststücke in den besten Arenen des Landes, stehen im Mittelpunkt des Medieninteresses und bekommen eine finanzielle Unterstützung in Höhe von etwa 30 US-Dollar pro Tag.

Komiteemitglied Bogotkow, der gerade vom internationalen Zirkusfestival aus Monte Carlo zurückgekehrt ist, kennt auch die

Manegen des Westens. „In ganz Europa gibt es höchstens fünf ständige Arenen, wie den Zirkus Krone in München. In Russland hingegen haben wir solche Manegen in den meisten größeren Städten“, sagt er stolz. Die Tradition der Wanderzirkusse, einen Festplatz oder eine Stadthalle für mehrere Aufführungen zu mieten, sei im weitläufigen Russland nicht verbreitet. Außerdem würde in den meisten Stadthallen eine zirkusgerechte Infrastruktur, wie spezielle Trennwände oder Wechselbühnen, fehlen, erklärt Bogotkow.

Paradebeispiel der ehemals rund 90 Artistentempel der Sowjetunion ist bis heute der Moskauer Zirkus am Prospekt Wernadskogo geblieben, der 1971 gebaut wurde. Nach Angaben der Zirkusleitung sucht die Arena „ihresgleichen in der ganzen Welt“ und trumpft mit Superlativen wie 3400 Zuschauersesseln oder fünf Wechselbühnen auf: Innerhalb von Minuten wird eine künstliche Eisfläche in eine Manege für Dressurpferde umgewandelt. Konkurrenz bekommt die Arena vom Nikulin-Zirkus am Zwetnoj Bulwar. Die 1880 gegründete Manege lockt mit Slogans wie „ein neuer Rhythmus, eine neue Generation“ – und hofft auf eine Wiederkehr der alten Zeiten.

Als der Kreml Regie führte

Das Jukos-Drama sorgt auch international für Aufsehen

Wenn in diesen Tagen der Umbau des ehemaligen Jukos-Ablegers Juganskneftgas zu einer staatlichen Gesellschaft abgeschlossen sein wird, erscheint die Vorstellung, es hätte auch anders kommen können, geradezu unwahrscheinlich. Jukos – einst der modernste und profitabelste russische Privatkonzern, nach internationalen Standards geführt und dem Aufbau zivilgesellschaftlicher Strukturen verpflichtet – könnte zum heutigen Tag eine Marktkapitalisierung von rund 50 Milliarden US-Dollar aufweisen – tatsächlich ist das Unternehmen nur noch 1,5 Milliarden wert.

Von **Moritz Senarclens de Grancy**
Der Wertverfall scheint keinen so wenig zu stören wie den Gründer des Unternehmens, Michail Chodorkowskij, selbst. Jüngst erklärte er aus dem Gefängnis, wo er seit fast 15 Monaten wegen Steuerhinterziehung und Betrug in Untersuchungshaft sitzt, die Trennung von seinem Reichtum falle ihm nicht schwer. 1995 hatte Chodorkowskij den maroden Jukoskonzern übernommen und ausgebaut; die von ihm gegründete Menatep-Gruppe hielt etwa 60 Prozent an Jukos. Zudem unterstützte er aktiv Projekte zur Förderung der Zivilgesellschaft in Russland, nichtstaatliche Organisationen und mehrere Oppositionsparteien. Das macht ihn keineswegs zum Heiligen, und ganz sicher hat auch der Oligarch Chodorkowskij wie das Gros der Oligarchen seine erste Dollarmillion mit fragwürdigen,

sogar illegalen Mitteln erworben. Mittlerweile bestreitet jedoch kaum noch jemand ernsthaft, dass der Kreml den einst reichsten Mann des Landes wegen seiner gesellschaftlichen und politischen Ambitionen unter Verschluss hält.

Die Kremlstrategen inszenierten im Fall Jukos/Chodorkowskij ein ziemlich scheinheiliges Spiel: Während vorne auf der Bühne Putins Law-and-order-Drama „Die Diktatur des Rechts“ gezeigt wurde, führte hinter den Kulissen staatliche Willkür Regie. Doch das Stück lief erfolgreich auf den Bühnen der Weltpolitik. Putins Argument, der Staat fordere von Jukos nur das, was ihm nach der Steuergesetzgebung zustehe, wurde von Bundeskanzler Schröder bereitwillig aufgenommen, als er verlautbarte, er könne verstehen, dass ein Staat Steuern auch tatsächlich einnehmen wolle.

Der Jukos-Hauptaktionär Menatep hat von vorneherein versucht, auch vom Ausland aus Druck auf das Verfahren gegen Jukos auszuüben. Das ist nicht neu. Schon Sacharow sagte zu Sowjetzeiten, im Kreml wirke nur Druck. Und da der im eigenen Land nicht entstehen könne, müsse er vom Ausland kommen. Im Fall Jukos weiß man nun, dass alle Bemühungen um Einflussnahme von außen nichts genützt haben. Die Zerschlagung des Konzerns ist erfolgreich abgeschlossen. Die ehemaligen Eigentümer und die Investoren aus Schweden und Amerika gehen leer aus.

Dass die Verteidigungsstrategie der Jukos-Eigentümer nicht aufging, hat auch



Foto: www.khodorkovskiy.ru

mit der Art zu tun, wie westliche Staatsoberhäupter, allen voran der bekennende Putin-Freund Gerhard Schröder, die Augen vor Verletzungen internationaler Rechtsstandards verschlossen haben. Noch im vergangenen Dezember bei den deutsch-russischen Konsultationen in Hamburg wiederholte Bundeskanzler Schröder in geradezu Komplizenhafter Treue zu seinem Amtskollegen Putin, dass das Verfahren gegen den global agierenden Jukos-Konzern eine innerrussische Angelegenheit sei. Zuvor hatte er wochenlang deutsche Investoren agitiert, sich intensiver auf dem russischen Energiemarkt zu engagieren.

Kann es sein, fragten sich Beobachter und Kommentatoren, dass im Fall Jukos das Prinzip einer vom Staat unabhängigen Rechtsprechung und die Garantie eines Verfahrens nach internationalen Rechtsstandards im Berliner Bundeskanzleramt einen mehr oder weniger konkreten Preis in Barrel Rohöl hat? Wie sonst lässt sich nachvollziehen, dass der erst kürzlich im Auftrag des Europarats von der früheren Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger verfasste Bericht über das Verfahren gegen führende Jukos-Manager bei offiziellen Stellen in Berlin kein Echo fand. Der Bericht, der sich auf zahlreiche Gespräche in Moskau berufen kann, kommt zu dem Ergebnis, dass sich die russische Justiz bei der Verfolgung der Jukos-Manager schwere Verfahrensmängel zu Schulden kommen ließ.

Die Bundesrepublik bezieht knapp 40 Prozent ihres Erdgases aus Russland. Der Düsseldorfer Energiekonzern Eon ist Aktionär beim russischen Gasmonopolisten Gasprom, und die Deutsche Bank führte das Konsortium an, das den Kredit zur Finanzierung der ursprünglich geplanten Übernahme einer Jukos-Tochtergesellschaft durch Gasprom bereitstellen sollte. Trotzdem wäre es verkürzt zu sagen, es gehe nur um Öl oder Gas.

Hinter Schröders Deal-Denken steht zwar eine Außenpolitik, die sich im Wesentlichen als Außenwirtschaftspolitik

versteht – abseits von Firmenbeteiligungen und Großaufträgen sieht Deutschland Russland aber nach wie vor als Weltmacht, der eine gestalterische Rolle in Osteuropa und dem Kaukasus zugestanden wird. Ideale Werte wie Chodorkowskij's Open Russia Foundation, ein fairer Jukos-Prozess, Wahlen in Tschetschenien oder zuletzt die Demokratiebewegung in Kiew haben für die deutsche Ostpolitik keine Priorität.

Menatep bereitet nun Klagen gegen alle Beteiligten der unrechtmäßigen Zerschlagung von Jukos vor. Natürlich werden sie

vor internationalen Gerichten stattfinden müssen. Doch die rätselhafte „Baikalfinanzgrup“ war bereits schneller wieder aufgelöst, als dass die Anwälte von Menatep imstande waren, dem neuen Eigentümer von Jugansk die Klageschrift zu überreichen. Das gibt einen Vorgeschmack auf die Erfolgsaussichten der angedrohten Klage. Der Fall Jukos beweist nicht zuletzt, dass es in Russland kein Privateigentum gibt, sondern nur wirtschaftliche Subjekte und die Gnade des Kreml. Die eigentliche Kernfrage aber, wem die russischen Bodenschätze tatsächlich gehören, bleibt offen.

Oktober 2006

Tacheles

Nicht Volkes Stimme

Von Olga Romanowa

Generationen von sowjetischen und dann auch russischen Kindern haben in der Schule Aufsätze zum Thema „Der überflüssige Mensch“ geschrieben. So heißt ein beliebter Stoff im Unterricht zur russischen Literatur. Tschatski – nutzlos, Onegin – nutzlos, Petschorin, Basarow, Dubrowski, Raskolnikow, Oblomow. Das sind schablonenartige Aufsätze: Da hat sich ein denkender Mensch nicht einfügen können in das ihm fremde Milieu der Gutsbesitzer, Wucherer und Sekretäre, in die Welt des Gewinnstrebens und Kirschlikörs. Wollte die Gesellschaft zum Besseren verändern, wurde von der Gesellschaft zurückgestoßen, geht zu Grunde. Ganz anders die Literatur des sozialistischen Realismus, in der das Kollektiv den Einzelnen nicht verloren gibt, in der Komsomolzen die Renegaten besiegen – dumme, boshafte und unangenehme Typen. Schädlinge, Saboteure und Spione.

Anna Politkowskaja ist ermordet worden, deren Artikel der Präsident persönlich als schädlich charakterisiert hat (wenn auch, nach Putins Worten, der Mord noch schädlicher war) und als wenig einflussreich. Als Reaktion auf diese Aussage

verlässt Oleg Orlow, der Chef von „Memorial“, den Beirat für Menschenrechte des Präsidenten. Der bekannte und hochgeschätzte Journalist Valerij Panjuschkin schreibt eine Abschiedskolumne im „Kommersant“ und erlegt sich Schweigen auf. Viele andere sind bereits verstummt, ohne sich groß zu erklären – wozu Perlen vor die Säue werfen?

Im Internetportal „Eschednewnyj Journal“ und im Radio auf „Echo Moskwy“ wird debattiert: Ist das richtig, dem Beruf abzuschwören, den Kopf hängen zu lassen? Müsste man nicht die Zähne zusammenzubeißen und seine Pflicht erfüllen, koste es, was es wolle? Jeder trifft seine Wahl für sich selbst. Valerij Panjuschkin sagt, dass er es satt hat, ein Mops zu sein, der den Elefanten anbellt. Anton Orech von „Echo Moskwy“ schreibt im „EJ“, dass es niemanden gibt, für den es sich einzusetzen lohnt – das Volk will es nicht hören. Wer Ohren hat, der hört auch, widerspricht Jewgenij Albaz. Unser Präsident zeichne sich dadurch aus, dass er keine Gedanken ins Volk hineintragte, sondern Meinungen, die sich in der Gesellschaft bereits gebildet haben, genauestens erfasse und zum Ausdruck bringe, unter anderem auch über

Journalisten, die ihre Arbeit tun, sagt Nikolaj Swanidze. Aber wer liest so etwas? Das ist unsere Korrespondenz untereinander. Bestenfalls zwei Dutzend Journalisten und Bürgerrechtler diskutieren eifrig miteinander über sich selbst. Das ähnelt einer mittelschweren Schizophrenie. Ein Haufen Anormaler in einem psychisch gesunden Kollektiv, das darüber sinniert, was es mit uns anfangen soll: behandeln, aufklären oder einfach ignorieren, bis sich das Problem von selbst löst?

Ich treibe mich die ganze Zeit in Internetforen herum, schaue mir die Reaktionen an – auf den Tod Politkowskajas, die Abgänge Orlows und Panjuschkins, die Artikel von Kollegen. Es kostet Überwindung, sie wiederzugeben: Alle sind wir käuflich, beschränkt, arbeiten im Dienste Amerikas, hassen unser Land und unser Volk. Schade, dass Gribojedow keine Fortsetzung von „Verstand schafft Leiden“ geschrieben hat. Dadurch wissen wir nicht, was mit Tschatski nach seiner Ächtung durch die Gesellschaft weiter passiert ist. Aber wir können es uns ausmalen.

Olga Romanowa ist Kommentatorin bei „Echo Moskwy“.

August 2004

Pathos und Plattenbauten

Mit dem Fantasy-Epos „Notschnoj Dosor“ feiert Russland den ersten Ostblockbuster

Von Jens Mühling

Jeder Moskauer kennt dieses Kribbeln. Es kommt mit der Dämmerung: Wenn die letzten Sonnenstrahlen im Abendsmog tanzen, dann verwandelt sich dieses irrwitzige Stadtgetüm mit seinen zehnspurigen Innenstadtmagistralen, seinen himmelstürmenden Kommerztempeln, goldglänzenden Kirchenkuppeln und neogothischen Stalintürmen in ein undefinierbares Zwischenreich, in dem sich der Mensch merkwürdig fehl am Platz fühlt. Wem gehört diese Stadt? Den neuen Russen oder den alten Kadern? Den Trinkern, den Spinnern oder den Kakerlaken? Muss sie vielleicht erst noch erfunden werden, jene Spezies, in der die wirren Linien dieser Stadt einen Sinn finden könnten?

Letzteres postuliert jedenfalls ein Film, von dem derzeit ganz Russland spricht. In „Notschnoj Dosor“ (Nachtpatrouille) gehört Moskau den Inyje, den „Anderen“, einer lichtscheuen Fabelgattung irgendwo zwischen Vampir, Werwolf und mythischer Gottheit, die tagsüber ein unauffälliges Dasein in Menschengestalt führt. Geschickt lässt der Film Wirklichkeit werden, was die meisten Moskauer schon immer ahnten: Menschen sind nur Statisten in dieser Stadt, schlafwandelnde Zombies in einem Betongebirge, dessen eigentlicher Daseinsgrund ein Kampf zwischen den Mächten des Lichtes und der Dunkelheit ist.

Mitte Juli ist Timur Bekmambetows düsteres Fantasy-Epos russlandweit angelaufen, um bereits am ersten Wochenende über fünf Millionen US-Dollar einzuspielen und zum erfolgreichsten russischen Film aller Zeiten zu avancieren. Inzwischen hat „Notschnoj Dosor“ selbst Hollywood-Konkurrenten wie „Spiderman“ und „Troja“ von den Spitzenplätzen verdrängt und ist mit einem Einspielergebnis von über zwölf Millionen Dollar auf bestem Wege, den dritten Teil der „Herr der Ringe“-Saga als bislang erfolgreichsten in Russland gezeigten Film abzulösen.

Der durchschlagende Erfolg des Films scheint selbst die Erwartungen seiner



Foto: Verleih

Macher übertroffen zu haben, die doch von Anfang an alles daran gesetzt hatten, den ersten echten Blockbuster der russischen Kinogeschichte zu produzieren. Hinter „Notschnoj Dosor“ stehen der mächtige Erste Kanal des russischen Staatsfernsehens und dessen Generaldirektor Konstantin Ernst, der bereits Wochen vor dem Kinostart eine für russische Verhältnisse gigantische PR-Kampagne lanciert hatte. Ganz Moskau wurde flächendeckend mit Plakaten überzogen, an Häuserwänden tauchten sogar Graffiti wie „Meide die Dämmerung“ auf. Landesweit lief der zwei Millionen Dollar teure Film in 310 Kinos gleichzeitig an, eine für postsowjetische Verhältnisse spektakuläre Zahl. Ein zweiter, bereits abgedrehter Teil wird im März des kommenden Jahres gezeigt, ebenfalls geplant sind eine Fernsehadaptation im Serienformat, eine DVD-Version und ein Computerspiel. Seit Wochen rotiert Konstantin Ernst zusammen mit Regisseur Timur Bekmambetow durch die russischen Talkshows

Moskauer Plattenbauten bergen mehr Geheimnisse, als von ihren Bewohnern gemeinhin angenommen wird.

und wagt tapfere Prognosen: „Notschnoj Dosor“ werde den Weg für ein Revival des russischen Kinos ebnen. Zurzeit sei nur jeder zehnte hier zu Lande gezeigte Film russischer Herkunft, schon in den nächsten zwei Jahren könne dieser Anteil auf ein Viertel gesteigert werden.

Nun macht ein Film natürlich noch keine Tendenz. Zumindest aber beweist der spektakuläre Erfolg von „Notschnoj Dosor“, dass großes Publikumskino in Russland wieder möglich ist, zumal sich die Popularität des Films keineswegs allein dem immensen PR-Aufwand zuschreiben lässt. Timur Bekmambetows Film kommt den Sehbedürfnissen einer Zielgruppe entgegen, die sich vor allem aus der jungen, stetig wachsenden Mittelschicht der russischen Großstädte rekrutiert. Das Fantasy-Genre, insbesondere die Bücher

von Sergej Lukjanenko, auf denen der Film basiert, sind ungemein populär unter diesen Kinogängern. „Notschnoj Dosor“ adaptiert die mystische Romanvorlage mit visuellen Effekten auf Hollywood-Niveau, setzt jedoch gleichzeitig auf den Wiedererkennungseffekt der bizarren Moskauer Stadtsilhouette, auf verdrehte Kommunalka-Küchen, klaustrophobische U-Bahn-Waggons und den Wahnsinn des innerstädtischen Autoverkehrs. Einen Film, der die Oberfläche des heutigen Moskauer Lebens bildgewaltig einfängt, gab es in Russland bislang nicht.

Warum eigentlich? Ahnte man nicht längst, dass in den optischen Verkrustungen dieser Zwölf-Millionen-Metropole visuelle Kraft, dass in den Plattenbauten Pathos steckt? Doch – nur beschäftigt sich das russische Kino selten mit der Gegenwart. Große Filmprojekte loten hier zu Lande lieber die Sowjetvergangenheit aus, wenn sie nicht gleich, wie Alexander Sokurovs „Russische Arche“, als Gesamtschau der russischen Geschichte

daherkommen. Mit besonderer Hartnäckigkeit widmet sich das so genannte vaterländische Kino nach wie vor dem „Großen Vaterländischen Krieg“: Beim Moskauer Filmfestival im Juni spielten alle drei russischen Wettbewerbsbeiträge in der Kriegs- oder unmittelbaren Nachkriegszeit.

Kino, das die Gegenwart widerspiegelt, kommt in Russland dagegen meist in Form wunderlicher Räuber-und-Gendarm-Filme daher, die das Potenzial zur gesellschaftskritischen Bestandsaufnahme an eine verklärende Männerromantik verschenken. Ob im Dunstkreis des organisierten Verbrechens oder an der Front angesiedelt, die Filme von Jegor Kotschalowskij und Alexej Balabanow geben ihre testosteronschwangere Attitüde bereits im Titel preis: „Antikiller“, „Bruder“, „Krieg“.

So fehlen in Russland bislang Filme, die ihre analytische Kraft der Gegenwart widmen. Das tut weder Andrej Swjagin-zews hoch gelobter Venedig-Gewinner

„Die Rückkehr“, in dem drei geschichtslose Protagonisten auf einer entlegenen Insel miteinander ringen, noch tut das „Notschnoj Dosor“, in dem der Kampf zwischen Licht und Dunkelheit ein mythischer ist, dessen Ursprünge in episch-vorgeschichtlicher Zeit oder in den Urgründen der Seele verortet werden, nicht aber in den historischen Bedingungen der gefilmten Jetzt-Zeit.

Hinter diesem blinden Fleck steckt allerdings weniger ängstliche Scheu als vielmehr vehemente Abscheu vor dem Politischen. Wer das Kino zur Aktualität mahnt, stößt in Russland meist auf Unverständnis: Das Leben hier, so das gängige Argument von Filmemachern wie Kinogängern, sei schäbig genug – warum solle man das auch noch im Film zeigen? Wer in Deutschland ins Kino gehe, der wolle vielleicht etwas über die Schattenseiten der Gesellschaft erfahren, weil er damit sonst nicht in Berührung komme. In Russland dagegen sei der Weg kürzer: Man brauche nur vor die Haustür zu gehen.

März 2007

Was vom Leben übrig blieb

Es gibt zwei große Flohmärkte in Moskau. Der in Ismajlowo steht in jedem Reiseführer, sein Arme-Leute-Pendant im äußersten Norden der Stadt, gleich neben der Bahnstation Mark, in keinem. Ausländer würden dort vielleicht auch nichts kaufen wollen. Sie könnten aber einem Moskau begegnen, das jenseits der öffentlichen und erst recht der touristischen Wahrnehmung liegt. Dem Moskau der Shopping Malls, Hypermärkte und Kreditkarten möchte das Moskau der Kleinsthändler vermutlich manchmal sagen: Ich bin auch noch da. Und ich bin die andere Seite der Medaille. Doch die beiden scheinen sich selten zu begegnen.



Foto: Tino Künzel

August 2008

„Wir müssen Stärke zeigen“

Wie arbeitet die berühmte Polizei-Sonderheit Omon?
Ein Ehemaliger gewährt Einblick.

Die Miliz-Spezialeinheit Omon ist bekannt für ihre Härte. Im vergangenen Jahr fielen die Polizisten in den blau-grauen Kampfanzügen durch ihr Haudrauf-Vorgehen bei Demonstrationen der Opposition auf. Die MDZ hat einen ehemaligen Mitarbeiter der Truppe getroffen. Der Mittdreißiger war acht Jahre bei Omon, befehligte zuletzt als Zugkommandeur 36 Polizisten und arbeitet heute an anderer Stelle im Staatsdienst. Er möchte anonym bleiben, denn eigentlich ist es ihm nicht erlaubt, öffentlich über seine Tätigkeit zu sprechen.

Omon ist eine Elite-Einheit des Innenministeriums. Wie schwer ist der Einstieg in die Truppe?

Omon ist eine Kampfeinheit, dementsprechend werden die Bewerber ausgewählt: Um den körperlichen Gesundheitstest zu bestehen, müssen sie in Topform sein. Sie müssen auch über bestimmte intellektuelle Fähigkeiten verfügen, es gibt eine psychologische Untersuchung. Bedarf an Kräften gibt es ständig, aber die Personalarbeit ist so erfolgreich, dass wir fast immer voll besetzt sind. Von 100 Bewerbern werden ungefähr 30 genommen.

Wer entscheidet sich für den Dienst?

Die Motivation ist unterschiedlich. Meistens sind es junge Leute, die gerade ihren Wehrdienst absolviert haben. Leute, die noch keine ganz genaue Vorstellung über ihren weiteren Lebensweg besitzen. Andere haben sozusagen gewisse romantische Vorstellungen, weil bei Omon gekämpft wird und sie im Umgang mit Waffen ausgebildet werden. Auch der große Zusammenhalt der Truppe ist für viele ausschlaggebend. Das gilt besonders für jemanden, der die Armee verlassen hat, aber weiterhin ein mit einem Kollektiv verbundenes Leben führen will.

Gibt es auch Kollegen, die keinen Militärdienst absolviert haben?

Sehr wenige. Ein Prozent etwa. Wer nicht in der Armee war, wird meistens nicht genommen.

Korruption ist alltäglich in Russland. Erleichtert eine finanzielle Zuwendung auch die Aufnahme bei Omon?

Ich kann von meiner persönlichen Erfahrung erzählen: Als ich damals die medizinische Untersuchung gemacht habe, stellten die Ärzte leichte Plattfüßigkeit fest. In so einer Situation muss man einen Umweg finden.

Was kostet ein solcher „Umweg“?

Das kommt drauf an, welche Diagnose festgestellt wird.

Sie sagten es bereits: Plattfüße.

Ich hatte Glück: Ich bin in eine andere Klinik gegangen, dort gab es einen anderen Befund.

Was wird in der Ausbildung gelehrt?

In erster Linie Disziplin. Man muss gut schießen können und Kampfsportarten beherrschen. Man lernt Zurückhaltung und Verhaltensstrategien bei Massenunruhen.

Erhalten Sie während der Ausbildung auch eine politische Prägung?

Es gibt keinerlei politischen Aspekt in unserer Arbeit. Bewerber werden nicht nach ihren Ansichten gefragt. Ein Beispiel: Vor den Duma- und den Präsidentschaftswahlen gab es überhaupt keine Wahlwerbung bei Omon, auf die Mitarbeiter wurde kein Druck ausgeübt. Nur zur Abstimmung mussten wir alle gehen. Aber für wen wir stimmen, das war völlig unserem Gewissen überlassen.

Wie hoch ist das Gehalt bei Omon?

Mein letzter Lohn als Kommandeur waren 23 000 Rubel. Anfänger bekommen etwa 15 000 bis 17 000 Rubel im Monat.

Der russischen Armee eilt der traurige Ruf von Gewalt unter Kameraden voraus. Kommt dies auch in Ihrer Spezialeinheit vor?

Es ist überall so, dass bestimmte Menschen ein bisschen schikaniert werden. Das passiert jedem in einer Gemeinschaft,

in die er nicht passt. So jemand wird dann gezwungen zu gehen. Manchmal ist das härter, manchmal ist es weniger hart. Bei Omon ist es härter als anderswo.

Sie prügeln ungeeignete Kandidaten raus?

Wir wenden keine Gewalt an.

Dafür schlägt Omon auf die politische Opposition ein. Bei den oppositionellen Märschen von Garri Kasparow im vergangenen Jahr waren viele Beobachter schockiert über die Gewalt, die auch vor friedlichen Demonstranten nicht Halt machte. In St. Petersburg wurde ein deutscher Fernsehreporter geschlagen, als er über eine Kundgebung berichtete.

Der „Marsch der Unzufriedenen“ von Herrn Kasparow war nicht genehmigt. Eine politische Aktion mit einer großen Menschenmenge, Demonstranten blockierten die Straße. Es ging den Organisatoren um die Destabilisierung der Situation. Deswegen wurde Omon eingesetzt.

Aber hätten Sie nicht weniger brutal vorgehen können?

Unsere Hauptaufgabe ist es, bei Massenveranstaltungen, wie Sportereignissen, Konzerten oder politischen Kundgebungen keine Störungen zuzulassen. Omon greift nur hart durch, wenn es sich um verbotene Aktionen handelt. In diesen Fällen müssen wir einfach unsere Stärke zeigen, um andere abzuschrecken. Wenn wir zu liberal sind, wird das die Menge als Schwäche verstehen und aktiver werden – und wir scheitern bei der Erfüllung unserer Aufgabe.

Ich muss aber sagen, dass niemand einfach so verprügelt wird. Das sind einfach Lügen. Ich kenne diese Bilder in den Medien: Dass ein Mensch auf dem Boden liegt, von Polizisten in den Bus geschleppt wird oder dass jemand geschlagen wird. Die Ausgangssituation wird dabei nicht gezeigt: Oft gibt es Provokationen. Jemand schlägt mir von hinten auf den Kopf oder er hat eine Waffe in der Hand. Haben Sie gesehen, wie Omon-Einheiten ruhig dastehen und geduldig ausharren, obwohl sie bespuckt und mit Eiern



Foto: Tino Künzel

beworfen werden? Aber darüber wird nicht berichtet.

Sie haben wahrscheinlich selbst schon zugeschlagen.

Sicher.

Wie fühlt sich das an?

Glauben Sie, dass es angenehm ist? Ich bin ein ausgeglichener Mensch und aus dem Alter raus, in dem es vielleicht Spaß macht, sich zu prügeln. Der Zweck ist nicht, jemanden zu erniedrigen, sondern schwere Folgen zu vermeiden. Ich muss noch erwähnen, dass wir bei Massenveranstaltungen keine Waffen mit uns führen. Es wird nur physische Gewalt angewendet.

Der politische Ton unter Dmitrij Medwedew ist sanfter, als er unter Präsident Putin war. Macht sich diese Veränderung auch bei Omon bemerkbar?

Jede Führungspersonlichkeit beginnt ihre Tätigkeit damit, Autorität herzustellen. Medwedew will sich durch die Bekämpfung der Korruption profilieren. Ein Sprichwort besagt doch, dass der Fisch

vom Kopf her stinkt. Medwedew trifft mit seiner Anti-Korruptionskampagne hingegen die unteren Stufen, die ausführenden Mitarbeiter. Deswegen ist die Arbeit für Omon oder die Miliz schwieriger geworden.

Wäre es nicht besser, wenn es keine Korruption mehr gäbe?

Das ist unmöglich. Korruption gibt es überall: In Amerika, in China, in Russland, auch in Deutschland.

Also werden auch Omon-Angehörige bestochen.

Ja.

Bitte nennen Sie ein Beispiel.

Es geschieht meistens bei Festnahmen: Jemand versucht seiner Strafe zu entkommen und bietet Geld an. Das ist genauso wie bei der Verkehrspolizei: Das sind Situationen aus dem täglichen Leben.

Was war die höchste Summe, die Sie jemals angenommen haben?

Ich habe noch nie etwas angenommen.

Ich kann aber sagen, was mir jemand angeboten hat.

Gerne.

Der höchste Betrag waren 60 000 Rubel.

In welcher Situation war das?

Bei einer Festnahme wegen Drogenbesitzes.

Kamen Sie gar nicht in Versuchung, das Geld anzunehmen?

Ich denke in solchen Fällen an meine Familie. Sie ist mir wichtiger, als das Risiko einzugehen, unehrenhaft entlassen zu werden. Natürlich kommt man in Versuchung: 60 000 Rubel sind eine große Summe, vor allem bei meinem niedrigen Lohn. Doch derjenige, der die Bestechung anbietet, kann später gegen den Polizisten, der das Geld angenommen hat, klagen. Wenn ich wüsste, dass ich kein Risiko eingehe, hätte ich das Geld möglicherweise genommen. Aber das Risiko ist hoch.

Das Gespräch führte Oliver Bilger.

Август 2004

Если бы мой дед встретил моего деда...

Если бы мой дед встретил моего деда, что бы они – сибиряк с Алтая и немец с Поволжья – сказали друг другу?.. Один, погибший в 1943 году под Ленинградом, и другой, призванный в трудовую армию и сгинувший в казахских степях? Они не были знакомы, но если бы вдруг остались живы в военной мясорубке, о чем бы рассказали, поняли бы друг друга?

Татьяна Эмих-Басаргина

Николай

Ах, какой он был красавец, мой дед Николай! Единственная фотография пожелтела, но не испортила его черты. Все девки и бабы заглядывались на русые кудри и зеленые глаза с прищуром. А он, помесь польской и цыганской кровей, ходил по деревне с гармошкой, выглядывал себе ровню и выбрал Татьяну – не красавицу и не дурнушку, с веселым бойким характером, которая сумелатаки прибрать к рукам этого «кобелька» (так она его ласково называла). Четверо детей, три дочери и сын, небольшой дом, конь и корова – вот все их хозяйство. Жили не хуже других. Но в 1938 году помогла Татьяна одной молоденькой бабенке аборт сделать. Деревня есть деревня, все на виду, а закон строгий. Дали бабушке моей 6 лет и отправили в далекий город Сыктывкар строить дорогу. Была семья – и нет семьи. Дед сначала запил. Потом вроде как взял себя в руки, дети ведь, кто кормитьто будет? Родня большая, да все бедные, но жалели, помогали. Когда началась война, дед Николай бронь сначала получил. Но в 1942-м все-таки забрали его на фронт. Перед отъездом, рассказывали, плакал, говорил: надо мне руку отрубить, тогда с детьми оставят, а ему объясняли: бесполезно, за членовредительство наказание хуже фронта. Так и ушел. Некоторое время еще письма приходили, беспокоился, как там ребятки, советы какие-то писал, чтобы на ночь двери запирали, да корову держали в сенах, боялся, что



Ах, какой он был красавец, мой дед Николай! Единственная фотография пожелтела, но не испортила его черты.

детвора без кормилицы останется... А в 1943-м пришла похоронка: мол, пал смертью храбрых. На Невском пятачке под Ленинградом тогда сибирские дивизии держали плацдарм, полегли почти все, и дед мой среди них.

А вот если бы жив остался, смог бы он забыть тот огненный кошмар? Смягчился, если бы узнал, что после похоронки освободили его жену Татьяну, которая приехала в деревню к обвалившемуся дому и к голодным, разобраным по родне детям? Ей бы молчать да после работы огородами домой пробираться, но она, лагерная, языкастая, быстро восстановила против себя местное начальство. И когда в колхозной кошаре, где работала, пропала овца, то никто и разбираться не стал. Три года сроку – уже на военном заводе в Челябинске, и с конца 1944-го дети снова

остались одни, снова среди такой же обезумевшей родни или вовсе по чужим людям. Лебеда, кора, казеин – и то хорошо, а уж мякина и жмых – почти лакомство. Если бы мой дед Николай это знал, как бы он рассказал такое моему другому деду – Карлу?

Карл

Говорят, что прижимистость и аккуратность – истинно немецкие черты. Что ж, если так, то дед Карл был наделен ими в полной мере. Хотя можно ли его судить, ведь к началу войны в семье было 8 детей? Это в Сибири в самую сильную засуху хоть что-то да родится, а в Поволжье, если горит под солнцем земля, то уж до последнего зернышка. Вот и приберегал Карл со своей женой Альвиной каждый кусок, все от голода спасался. Но от войны разве убере-

жешься? Летом 1941-го в один день велели собраться и повезли семью в Сибирь. Пока отец был с ними, все казалось не так страшно. Но в Новосибирске собрали всех мужчин состава и увезли. А куда, бог ведает. Альвина как надела тогда траурный платок, так уж больше в светлом и не ходила. До маленькой алтайской Малиновки детей довезла, а вот потом всех сберечь не сумела: четверо умерло. «Фашисты», так их называли в деревне, жили в землянках на окраине, старались общаться только между собой и хоронили своих отдельно от русского кладбища. Не раз после очередной похоронки деревенские приходили их бить. А Альвина все ждала пропавшего мужа. Одни говорили: на лесоповал отправили, другие – котлованы рыть под эвакуированные заводы, а третьи и вовсе шептались: часть состава сбежала и по ту сторону фронта воюет. В 1943 году вдруг пришло письмо – не по почте, а с оказией, кто-то приехал в Барнаул и через десятки руки передал записочку: «Жив, строю в степях, до города далеко, но рабочих здесь много». Уже десятки лет спустя выяснили, что был Карл где-то под Дзезказганом. Обрадовалась тогда Альвина. Глупая, ходила всегда с письмом и, если что, показывала по великому секрету всей деревне: мол, муж не где-то хлебом с маслом объедается, а тоже «кует победу». Добылась только того, что стали выяснять, как письмо попало к ней, но ничего, обошлось. А от Карла больше вестей не было, зато был голод, а еще – подозрительность, проверки, злоба и редкая, очень редкая доброта. Это только к концу войны деревенские привыкли, что в списках на выдачу зерна и соломы (зарплату-то не платили) мелькают немецкие фамилии, а ведь поначалу в драку кидались. Бабка моя однажды какой-то немецкий чепец с оборочками надела, так сельсовет всерьез решал, шпионка она после этого или нет.

Знай мой дед Карл обо всем этом, да свое лагерное житье припомни, смог бы он по-доброму разговаривать с дедом Николаем? Боюсь, вышла бы только ссора с перечислением обид или того хуже. Вряд ли поняли бы они друг друга тогда, сразу после войны. Но, может быть, разговор получился бы много лет спустя, когда мама встретила моего отца?

Валентина

Моей маме Валентине было 15 лет, когда окончилась война. Сирота, она росла как придется и мечтала стать учительницей. Казалось, что тогда жизнь будет светлая и прямая, как дорога. Тянулась, училась, а летом 1947-го, когда пришло время поступать в педучилище, бабушка Татьяна после небольшой побывки в третий раз оказалась за решеткой. Попалась на продаже самоварного мыла, и отправили ее, как рецидивистку, уже в Магадан на 8 лет, а получилось – навсегда. Опять уже повзрослевшие сестры и брат остались одни. Работали, учились, пытались устроить личную жизнь. Пока сестры, деревенские простушки, жались по углам да надеялись на любовь по правилам, всех оставшихся мужиков, плохих и хороших, старых и совсем молоденьких, разбирали другие, более оборотистые. Да что теперь говорить, все тетки, пусть и без мужей, но детей родили и внуков дождалась. А Валентина, мама моя, вышла замуж в 27 лет уже после пединститута. Проще говоря, вытолкнула ее родня за случайного знакомого, деревенского пьяницу. Хватило двух лет, чтобы сбежать в город с крошечной дочкой и, казалось, навсегда поставить крест на семейной жизни. Но в 34 года появился поклонник, который любил, чтобы его называли полным именем – Александр. Был он назойливым и долговязым, младше ее на 10 лет, с гонором и стремлением во что бы то ни стало выбраться из нищеты.

Александр

Не сосчитать, сколько раз отец рассказывал мне, что пошел в первый класс в девчоночьем платье, ведь не было в репрессированной семье другой одежды для самого маленького. Дразнили, издевались над ним до слез, до истерики, но не идти в школу было нельзя, там кормили всех, не взирая на фамилии. Однажды старший брат, обиженный за младшего, затащил его на огород, разрезал юбку посередине и сшил половинки наподобие штанов. Получилось черте что, но все же не юбка. Ни о чем другом из школьных лет не рассказывал отец. Видно, это платье стало самой тяжелой обидой послевоенного детства. После школы он работал в колхозе и все думал, как бы выучиться на инженера. Наконец, в



Говорят, что прижимистость и аккуратность – истинно немецкие черты. Что ж, если так, то дед Карл был наделен ими в полной мере.

1963-м уехал в город, устроился на котельный завод и поступил на заочное отделение в техникум. Там держался особняком, с девушками не дружил, все искал женщину, которая бы поняла его стремление выбиться в люди и помогла. Такой оказалась его учительница истории Валентина Николаевна, моя мама. Два года отец добивался ее внимания, и она, все еще смеясь и не веря, согласилась выйти за него замуж. Свадьбы не получилось, родственники с обеих сторон сидели за одним столом, поджав губы. Недовольны были и те, и другие. Маму втихаря обзывали «немецкой подстилкой», отцу шептались, что он дурак – мол, женился на русской старухе да еще с ребенком, когда среди немецких переселенцев девушек полно. Ясное дело, к вечеру гости подрались. На утро разъехались, сказав молодоженам, что ноги их здесь больше не будет, и много лет слово свое держали. Бабушка Альвина, прожившая после женитьбы младшего сына еще 7 лет, приехала только один раз, когда родилась я.

И снова не знаю – смогли бы мои деды, оставшись в живых, принять тогда этот брак, поздравить молодых вместе, как положено сватам, выпить и поговорить по душам? Наверное, нет. А когда же это все-таки могло случиться? Может быть сейчас, почти за гранью их человеческого века, через 60 лет после войны?

Juli 2004

„Ins Grab komme ich sowieso“

18 Jahre nach Tschernobyl sind die Gesundheitsgefahren für viele Weißrussen immer noch allgegenwärtig

Von Alexander Grasmuck

Gomel liegt in Weißrussland, an der Grenze zur Ukraine. Die Stadt gilt als investitionsfreundliche freie Wirtschaftszone. Es gibt viel Industrie. Und viel Chemie. Chemie in Form von Mikroteilchen wie Jod, Uran oder Strontium, die vor mehr als 18 Jahren ein Betonklotz im unweit gelegenen nordukrainischen Tschernobyl ausgespien hat und die mit dem Wind über die Grenze nach Norden trieben. Die Menge des ausgestoßenen radioaktiven Materials übertraf dabei um das Neunfache den Schadstoffgehalt jener Atombombe, die am Ende des Zweiten Weltkriegs die japanische Stadt Hiroshima in Schutt und Asche legte.

Die am schwersten betroffene „Zone“ befindet sich in 30 Kilometer Entfernung von Gomel. Dort hat sich der giftige Mix massiv niedergeschlagen und die Evakuierung von mehr als 100 000 Menschen verursacht. Darunter war auch Nina, eine Rentnerin, die heute am Rande des Sperrgebiets in einer von der Gomeler Gebietsverwaltung zur Verfügung gestellten Datscha ihr Dasein fristet.

Nina Aureljowna zupft den Salat aus der Erde ihres Gemüsegartens, gemeinsam mit ihrem Enkel, der bei ihr die Sommerferien verbringt. Der Garten ist Teil ihres täglichen Überlebenskampfes, so wie es ihre Schweine und Hühner sind: „Fleisch und Gemüse muss ich somit nicht in den teuren Geschäften kaufen.“ Das ist nicht unerheblich bei einer Rente von knapp 40 Euro im Monat.

Und dennoch: Hat sie keine Angst, dass der Anbau von Gemüse am Rande des nuklearen Sperrgebiets Risiken mit sich bringt? „Ich fühle mich schlecht, ich bin krank, aber ich gehe nicht ins Krankenhaus. Und auch nicht mehr zum Pilzsammeln, dort hinüber, in den Wald.“ Nina deutet in die Richtung der Sperrzone. Damals, als sie und ihre Nachbarn die Apokalypse vor Augen hatten, wohnte sie



Foto: Alexander Grasmuck

Rentnerin Nina Aureljowna lebt am Rande der radioaktiv verseuchten Sperrzone nördlich von Tschernobyl. Sie könnte wegziehen – aber sie will ihre Heimat nicht ein zweites Mal verlieren.

mitten in der zehn Kilometer umfassenden Sperrzone rund um die heutige Geisterstadt Pripjat. Von Krebsfällen in ihrer Umgebung wisse sie. Doch scheint ihr das nicht viel auszumachen.

Laut einer Statistik des ukrainischen Gesundheitsministeriums starben knapp 4 500 Menschen an den Folgen des Reaktorunglücks vom 26. April 1986, knapp 170 000 leiden an tödlichen Krankheiten. Den Überlebenden auf weißrussischer

Seite stellte die Gomeler Verwaltung neue Unterkünfte zur Verfügung. Nina zahlt jetzt knapp fünf Euro Miete. Insgesamt 1 500 Familien leben heute so wie die Rentnerin in einer zwar nach wie vor verseuchten, doch nicht mehr lebensgefährlichen Zone. Sie könnten auch noch weiter wegziehen, dorthin, wo die Luft ganz rein ist, die regionalen Behörden bieten diese Möglichkeit. Rund die Hälfte der betroffenen Familien hat nach den Worten von

Jewgenij Belasch, der in der Gebietsverwaltung für die Behebung der Folgen des Reaktorunglücks zuständig ist, auch schon den Antrag auf Umsiedlung gestellt. Die andere Hälfte zaudert: „Die Leute wollen einfach nicht noch einmal raus aus ihrer gewohnten Umgebung“, so Belasch.

Mit welchen Maßnahmen die Gomeler Verwaltung versuchte, die Tschernobyl-Folgen zu lindern, erklärt Vize-Gouverneur Wladimir Potuptschik. „Keine Region in Weißrussland oder der Ukraine war so sehr betroffen wie unsere. Wir mussten zunächst den gesamten Wiederaufbau selbst leisten.“ Zu diesem Zweck wurde eine Sonderumsatzsteuer von 1,5 Prozent eingeführt, damit ein eigens zusammengestelltes Rekonstruktionsprogramm durchgeführt werden konnte. Von dieser Steuer sind vor allem die größeren Betriebe in der Region betroffen. Um deren Motivation jedoch nicht zu sehr zu hemmen, soll die fiskalische Maßnahme nur noch bis zum nächsten Jahr greifen.

Dafür kommen mittlerweile Gelder auch von internationalen Organisationen. Laut Angaben von Valentina Stalyno, der in Minsk wirkenden Projektmanagerin des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen (UNDP), wurden von ihrer Organisation rund 250000 Euro für ein Vier-Jahres-Programm zur Verfügung gestellt. Hinzu kommen weitere 75000 Euro von OCHA, dem UN-Büro für humanitäre Angelegenheiten. Die Vereinten Nationen schießen somit rund die Hälfte der Gesamtkosten für den Wiederaufbau bei. Ein Gutteil geht in Bildung und Aufklärung, dort besteht nach Stalynos Worten der größte Nachholbedarf: „Besonders Kinder sollten schon im frühen Alter über die Gefahren der radioaktiven Bestrahlung aufgeklärt werden.“ Das Gesundheitsbewusstsein der rund um Gomel lebenden Bevölkerung stuft die Diplomatin als „so gut wie nicht vorhanden“ ein.

Dabei ist wissenschaftlichen Erhebungen zufolge der Verstrahlungsgrad nach wie vor hoch. Untersuchungen an Vögeln,

Bisons und anderen Tieren geben Auskunft über den Gehalt schädlicher Elemente wie Strontium, Uran, Plutonium oder Cäsium. „Nach unseren Ergebnissen sammelt sich vor allem Strontium in den Knochen der Tiere an“, erklärt Belasch. „Als Laie bemerkt man kaum Veränderungen. Doch Experten können gesundheitliche Schäden feststellen.“ Wann wird man in der Sperrzone wieder normal leben können? „In den nächsten fünf bis sechs Generationen sicherlich nicht“, prognostiziert der Beamte trocken.

Das alles lässt Nina Aureljowna kalt. Von „innerer Verstrahlung“ möchte sie nichts hören, weiter wegziehen will sie auch nicht mehr, seit sie sich nach der Reaktorkatastrophe wieder ein scheinbar normales Leben aufgebaut hat, in einem Gebiet, in dem viele ihrer Freunde leben. Und überhaupt: „Ob verstrahlt oder unverstrahlt, ins Grab komme ich sowieso.“

Juni 2008



Verbuschen

Von Alexander Heinrich

Eine Kollegin hat einen treffenden Begriff aus der russischen Provinz mitgebracht. Er heißt „verbuschen“, ist nicht immer freundlich gemeint und bezeichnet den schleichenden Prozess der Anpassung eines Expats an das Gastland. Verbuschte sind sozusagen ein kulturelles Chamäleon: Sie nehmen eine andere Farbe an, ohne es recht zu bemerken.

Verbuscht ist, wer seine deutschen Mitexpats mit kyrillischen SMS traktiert, Yandex statt Google zu seiner Startseite macht und sich prinzipiell nur auf Russisch verständigt – auch mit Deutschen. Verbuschte Männer werfen ihre europäisch maßvollen Überzeugung in Bezug auf das Schuhwerk über Bord und wechseln zu spitzfüßigen russischen Galoschen. Manch einer trägt sogar Herrenhandgelenktaschen. Verbuscht ist, wer sein Schnapsglas nicht mehr im

Zimmerpflanzentopf entsorgen muss, wer das Moskauer Schwarztaxi auf lausige 100 Rubel herunterhandeln kann und bereits in Tscheljabinsk, Magnitogorsk und Kamtschatka war und auch jederzeit wieder hinfahren würde, und zwar Platzkart!

Beruhigend zu wissen, dass es auch andere Formen der Verbuschung gibt, zum Beispiel die berufliche: Dazu gehört etwa der Milizionär, der sich mit seiner kreisrunden Mütze ins Bett legt und noch im Schlaf seine Frau nach den Ausweispapieren fragt. Oder der Moskauer Metrofahrer auf der grünen Linie mit dunkler Sonnenbrille. Er wühlt sich täglich wie ein Maulwurf durch den Bauch der Stadt. Deshalb sind das grelle Licht und all diese Menschen bei der Einfahrt in eine Station eine regelrechte Zumutung.

Es gibt übrigens eine Steigerungsform der Verbuschung. Forstwissenschaftler nennen sie auch Verwaldung und meinen damit die

endgültige und dauerhafte vegetative Verwaldung. Bei der Verwaldung werden eigene Traditionen und die des Gastlandes ins Gleichgewicht gebracht. Vor lauter Furcht, die eigene Identität zu verlieren, beginnen auch Moskauer Deutsche nämlich nach einigen Jahren das Deutsche an sich selbst zu entdecken und herauszukehren.

In Moskau heißt diese Form der Verwaldung Deutsches Dorf – mit dem Botschafter als eine Art heimlichem Bürgermeister, dem AHK-Präsident als Wirtschafts- und dem Chef des Goethe-Instituts als Kultursenator. Es gibt deutsche Würst, deutsches Bier und deutsche Brezeln, deutsche Pfarrer und selbst deutsche Zeitungen! Wahrscheinlich sind Deutsche im Ausland sehr viel deutscher als die Deutschen daheim. Würden alle Moskauer Deutschen in Berlin-Kreuzberg leben – sie wären wahrscheinlich ein Fall für den Integrationsgipfel im Kanzleramt!

Februar 2004

„Dit ist wie Jute Zeiten, Schlechte Zeiten“

Der Berliner Zarenball geizte mit Russland, Zar und Ball

Von Moritz Gathmann

Der neunjährige Arssenij Besnosikow aus Moskau sitzt mit seinem Cello am linken Rand der Bühne, er ist nur ein Teil des Programms, ein sehr kleiner, und in dem Lärm, den 750 zahlende Ballgäste (200 bis 500 Euro die Karte) beim Kaviaressen, Wodka-Trinken und Kontakte-Knüpfen machen, muss das Talent des Wunderkinde unter die Räder geraten.

Schon zum fünften Mal fand der Internationale Zarenball in Berlin statt, und es scheint, dass er sich inzwischen neben dem großen Bruder Presseball etabliert hat. Allerdings ein gutes Stück darunter. Dieses Mal hatten die Veranstalter das Hotel Ritz-Carlton am Potsdamer Platz ausgewählt, gerade erst eröffnet und mit dem Anspruch, das beste Hotel der Stadt zu sein. Ballinitiator Alex Kozulin, russischer Jude und durch seine Pianobar „Chez Alex“ im alten Westberlin zur Showgröße aufgestiegen, hatte es im Vorfeld des Events nicht an großen Worten mangeln lassen. Aber zu einem „Ball der Mächtigen“ kam es am Samstagabend nicht: Dazu fehlte schlicht und einfach die Prominenz. „Mutter Beimer“ Marie-Luise Marjan, Schlagersänger Patrick Lindner, Ludmila Narussowa, Witwe des früheren Petersburger Bürgermeisters, viel mehr gab es nicht aus Politik und Showbiz. Der Berliner Partylöwe (und Bürgermeister der Stadt) Klaus Wowereit zeigt dem Ball seit Beginn die kalte Schulter. Auch die geheimnisvoll angekündigten russischen Oligarchen waren ebenso wenig aufzufinden wie der Weltklasse-Bratschist Jurij Baschmet. Der voller Stolz angekündigte „Schokoladenzar“ Andrej Korkunow aus Moskau spendierte mehrere Hundert Kilogramm Schokolade, aber auch ihn suchte man vergeblich.

Wo waren die schillernden Gestalten, um die sich Journalisten so gerne scharen, um dem Tratsch der Stadt neue Nahrung zu geben? Claude-Oliver Rudolph, der Bösewicht aus „007 – Die Welt ist nicht genug“, war so einer: Aber um ihn scharten sich vor allem jüngere Damen – schließlich hat er



Foto: Moritz Gathmann

vor kurzem die Trennung von seiner Frau bekannt gegeben. Rudolph goss eimerweise Spott über den Adel aus: „Der wirkliche Adel sitzt bescheiden in seiner Burg und treibt sich nicht hier herum.“ Und dann verabschiedete er sich, er werde noch auf der Party von Til, dem Sänger von Rammstein, erwartet. Weitgehend unbeachtet gab es da noch einen älteren Herrn im Smoking, der in Mooshammer-Manier seinen Zwergdackel durch die Tischreihen zertrte. Hatten die Veranstalter ein wenig hoch gepokert?

Immerhin war der deutsche Adel präsent. Eduard Erbprinz von Anhalt, Alexander von Bismarck mit Frau Irina und Rüdiger Prinz von Sachsen gaben sich die Ehre und alle Mühe, schön aristokratisch auszusehen: in Smoking, Frack und leicht

angestaubten Abendkleidern. Der 70 sozialistische Jahre als ausgestorben geltende russische Adel, der schließlich seit der Revolution entweder im Ausland lebte oder sein Ende vor Erschießungskommandos gefunden hatte – und für den sich in Russland selbst kaum jemand interessiert – gab ein suspektes Bild ab: ein gewisser Nikita Fürst Lobanov-Rostovsky aus London beispielsweise, dessen Vorfahr nach eigenen Angaben „Russland aufgebaut hat wie Bismarck Deutschland“. Oder die ältere Dame aus New York mit den bemerkenswert drapierten grauen Haaren, die sich als Mimi Romanoff, echte Nachfahrin des letzten russischen Zaren herausstellte – aber ansonsten versuchte, sich in würdevolles Schweigen zu hüllen.

Beim Anblick der tanzenden Paare musste man einfach ein Stück dieser Feierlichkeit spüren, nach der das Wort „Zarenball“ doch klingt. Allein von 40 Kilogramm schwarzem Kaviar und 240 Flaschen Champagner kommt diese Atmosphäre nicht. Und sie kommt auch nicht, wenn Zweite-Reihe-Stars wie Lou Bega („Mambo No 5“) oder In-Grid („Tu

m'as promis“) ihre Show abliefern und eine Band, die seit 1985 ihr Repertoire nicht erneuert hat, zum Tanze aufspielt. Kurz gesagt, mit Russland, Zar und Ball hatte das alles recht wenig zu tun, aber immerhin amüsierten sich die Menschen prächtig. Zu später Stunde hatten sich die älteren Damen und Herren mit blauem Blut schon zurückgezogen, und die aus

einfachem Berliner Fleisch und Blut feierten weiter. Wie der 75-jährige Josef Joraschek, ein „Officier Bailliage de Berlin-Brandebourg“, der mit seiner Frau gekommen und bester Stimmung war. „Dit ist wie Jute Zeiten, Schlechte Zeiten: Zweek Jahre im Krieg, fünfe in russischer Jefangenschaft, und jetze, jetz komm die juten Zeiten.“

Tacheles

April 2007

Freiheit zu verkaufen

Von Jurij Wjasemskij

Viele Russen haben ihre eigene Vorstellung davon, wie ein Ausgleich zwischen Besitzenden und Besitzlosen herzustellen ist, damit der soziale Frieden nicht gefährdet wird. Getreu dem Sprichwort: „Lieber soll des Nachbarn Kuh verrecken, als dass ich selbst eine habe.“ Denn die Kuh macht Mühe. Wegen ihr muss man in aller Herrgottsfrühe aufstehen. Das schreckt ab. Gleichzeitig ist aber auch die Kuh des Nachbarn ein Dorn im Auge. Was braucht man also zu seinem Glück? Am besten hat keiner etwas, dann sind alle zufrieden.

Das ist sehr russisch gedacht. Wer nicht arbeiten will, empfindet auch noch Hass und Neid auf jene, die mit ihrer Hände Arbeit etwas schaffen. Das ist keine Kultur der Armut, sondern eine Antikultur. Und sie kann das Land in den Abgrund reißen. Die Tragik der so genannten sozialistischen Revolution (die im Feudalismus endete) besteht darin, dass in der Sowjetzeit nicht die Armut bekämpft wurde, sondern der Reichtum. Stalin hat auf den Dörfern die Landwirte, die Bauern, die von früh bis spät auf den Feldern standen, die sich auskannten, einschüchtern, verbannen, erschießen lassen. Im Ergebnis glichen sich die Lebensverhältnisse auf niedrigem Niveau an. Wie kommt es, dass diese Art von Gleichheit für viele bis heute attraktiver ist als eine Leistungsgesellschaft mit zwar größerem sozialen Gefälle, aber auch mehr Chancen? Ich sehe drei Gründe dafür: Erstens war das Auskommen in der Sowjetunion zwar bescheiden, es gab

Armut – aber kein Elend. Zweitens waren die Reichen nicht so reich wie jetzt und nicht so öffentlich. Die dritte Antwort ist die traurigste von allen: Freiheit bedeutet dem Russen offenbar nicht sonderlich viel. Er weiß mit ihr nichts anzufangen, sie schadet ihm vielleicht sogar. Jedenfalls ist er bereit, sie für Wodka und Brot zu verkaufen und für das Gefühl, dass für ihn gesorgt wird.

Auch wer sich nicht viel leisten kann, ist in der Lage, sein Haus in Ordnung zu halten. Es muss den Leuten niemand abnehmen, die meisten Probleme allein zu lösen. Wenn stattdessen die Hoffnung dominiert, dass Putin sich kümmert, dass zwar keine Gesetze gelten, aber der Batjuschka sagt, was zu machen ist, und die Menschen ihm aufs Wort gehorchen wie die Kinder, dann haben wir den Zarismus noch nicht hinter uns gelassen.

Doch nicht nur die Kultur der Armut ist in Russland unterentwickelt, sondern auch die Kultur des Reichtums.

Ich kenne nur wenige Mäzene, die bereit wären, sich für die Armen einzusetzen. Das russische Business ist vergleichsweise jung und bietet ein ziemlich betrübliches Bild. Man denke nur an das Verhalten der Russen in den französischen Wintersportorten. Auch das Reichsein will eben erlernt werden. Das geht nicht von heute auf morgen, das wird in Dynastien über Generationen weiter gegeben. Doch unsere Firmenchefs sind fast über Nacht zu ihrem Reichtum gekommen. Das heißt, gestern noch waren diese Leute niemand. Gestern noch waren sie die Affen, die auf den Bäumen gesessen und sich von

Bananen ernährt haben. Inzwischen stehen sie mit beiden Beinen auf der Erde, aber sie sind immer noch halbe Affen und wissen nicht, wie sie sich zu benehmen haben. Ihre Kinder fahren im Toyota Landcruiser zur Hochschule. Im Westen wäre das undenkbar. Dort erhebt man sich nicht über die anderen Studenten. Die Eltern drücken dem Nachwuchs 200 oder 300 Dollar für ein gebrauchtes Auto in die Hand.

Es gibt noch einen weiteren Aspekt zum Verständnis unserer Reichen: die Gefahr, das Vermögen sofort wieder zu verlieren. Unsere Verfassung wurde erst vor relativ kurzer Zeit angenommen. Das Fundament ist quasi vorhanden, aber das Haus noch nicht. Und wenn das also alles keinen Bestand hat? Wenn es sich als Fata Morgana herausstellt? Das weckt Ängste. Und es erzeugt einen Drang, sich so schnell wie möglich so viel wie möglich unter den Nagel zu reißen und dann das Geld im Ausland in Sicherheit zu bringen.

Ich hoffe sehr, dass unsere Verfassung reifen wird. Dass ein Rechtsstaat entsteht und gedeiht. Dass Armut nicht ins Elend abrutscht. Dass die Reichen einsehen, dass von ihnen der Aufschwung des Landes abhängt. Und dass eine Verständigung zwischen den Kulturen der Armut und des Reichtums beginnt. Nur dann wird man von einer Zivilgesellschaft sprechen können.

Jurij Wjasemskij ist Historiker und Professor an der renommierten Moskauer Universität MGIMO. Im ersten Kanal moderiert er die preisgekrönte Wissenssendung „Umniki i Umnizy“.

Ded Moros sein Häusle

Auch der russische Weihnachtsmann hat in den 90er Jahren bauen lassen. Ein Anwesen in Welikij Ustjug, 900 Kilometer mit der Bahn von Moskau gen Norden, ist seitdem sein offizieller Amtssitz. Besucher sind, wie ihm unschwer anzusehen ist, herzlich eingeladen.



Adrenalin getankt

Es ist das größte Abenteuer des Winters 2005: Bei der „Expedition Trophy“ machen sich 34 Mannschaften in Murmansk auf den Weg nach Wladiwostok – einmal quer durch Russland.



Punktlandung an der Heimatfront

Jedes Jahr am 2. August wird Moskau zum Krisengebiet: Tausende Uniformierte schützen ehemalige Fallschirmjäger an deren Berufsfeiertag vor sich selbst. Besonders im Gorki-Park geht es traditionell laut zu. Aber die großen Jungs haben auch eine Schwäche für stille Momente.



Kreisverkehr im Norden

Workuta hinterm Polarkreis hat keinen Straßenanschluss, aber trotzdem Motorrad-Verrückte. Die „Polarwölfe“ ziehen im Sommer um den Stadtring, der die Bergwerke verbindet.



Brettspiele im Zentrum

Früher vergnügte man sich in den Parks von Moskau vor allem beim Schach. Aber die Zeiten ändern sich. Heute erobern Skater bereits den Alexandergarten am Kreml.



Verkaufskultur am Tiefpunkt

In welche Niederungen sich russische Kunden mitunter begeben müssen, ist am Moskauer Dynamo-Stadion zu beobachten. Die Kassenschalter befinden sich auf Kniehöhe.

Junge Führungskräfte

Als Kadett ist man nicht nur Militär in spe. Auch auf vollendete Umgangsformen wird großer Wert gelegt. Und so lernen die Schüler bei Kadettenbällen, Damen auf der Tanzfläche zu führen – manchmal sieht es allerdings noch umgekehrt aus.



Fotos: Tino Künzel

Кого люблю, того и бью?

«Писать и читать хорошее – неинтересно», – считают немецкие журналисты и создают плохой образ России

«Образ России – образ Германии. Взгляд на подачу новостей с обеих сторон». Эта тема была в центре внимания IV российско-германского форума СМИ, проведенного Германо-российским форумом 14–15 декабря в Москве. Участниками встречи традиционно стали выпускники немецких образовательных программ для журналистов, работающие сегодня в столичных и региональных средствах массовой информации.

Ольга Силантьева
«Образ России – плохой». Йенс Зигерт, руководитель российского представительства Фонда им. Генриха Белля таким образом подытожил вводный доклад Галины Вороненковой, профессора Свободного Российско-германского института публицистики, и назвал ключевые слова для предстоящей в первый день работы форума дискуссии об имидже России в немецких СМИ. Ее участниками стали ведущие корреспонденты из Германии, вещающие из Москвы для своих СМИ и вносящие немалый вклад в формирование представлений о России в немецком обществе.

«Нас, зарубежных журналистов, упрекают в том, что мы устраиваем кампанию против России, – сказал в начале дискуссии Даниэль Бресслер, московский корреспондент газеты *Süddeutsche Zeitung*. – Но мы же не служим предпринятиям, чтобы писать все положительное».

«СМИ не должны способствовать дружбе (между странами. – Прим. автора). Для этого есть специальные организации», – поддержала коллегу руководитель студии «Немецкой волны» в Москве Александра фон Намен. Борис Райтшустер, руководящий редакцией журнала *Focus* в Москве, назвал дискуссию о том, почему немецкие СМИ формируют негативный образ России, «навязанной»

и «поддерживаемой Кремлем», которому выгодно создавать образ врага. «Нечего на зеркало пенять, коли морда крива», – подытожил немецкий журналист.

Рассказав о своей миссии, заключающейся в передаче реального образа страны, участники дискуссии ознакомились с вопросами слушателей. Почему на титульной странице *Süddeutsche Zeitung* в апреле этого года была напечатана статья «Возвращение стукачей» – о том, что, как и во времена Сталина, сегодня в России поощряются доносы в том случае, если существует угроза террористических актов? Чем тогда плакаты

«СМИ не должны способствовать дружбе между странами. Для этого есть специальные организации»

на улицах и в общественном транспорте в Германии, призывающие за вознаграждение донести на людей, портящих имущество, лучше? Обязательным ли элементом является отсылка к имени Сталина, ставшая излюбленным приемом при описании местных реалий? Зачем, например, в ноябрьской статье о губернаторе Приморского края «Кадровый работник, киллер, боксер» из *Spiegel Online*, где встречается полный спектр слов, которыми называют бандита, надо было упоминать о том, что драматический молодежный театр рядом со зданием администрации был построен еще при Сталине?

Почему рисунок на титульной странице одного из октябрьских номеров *Rheinischer Mercur* собрал основные стереотипы немцев о России и русских: разделенный на две части – первая с заводами, газпромовскими вышками, с указателем «На ЕС» и лицом Путина

и вторая – с лицом бородатого мужика в шапке-ушанке на фоне бескрайних лесов, рек и медведей и вопросом: «Россия – это часть Европы?». Почему на обложках журналов *Stern* и *Focus* с заголовками «Русские идут» надо и сегодня продолжать традицию стереотипов, к примеру, сравнения русских с медведями, на голове которых красуется шапка с красной звездой, а из карманов вываливаются доллары. Эти же элементы повторены и на мартовской обложке журнала *Spiegel* с колоритным заголовком «Государство Газпром. Путинская энергоимперия». Почему среди немалого количества публикуемых материалов в немецких СМИ о России почти нет статей, например, о науке и культуре для создания более объемного и объективного образа страны? В общем, почему так мало положительного или нейтрального в немецких СМИ о России?

«Мы любим Россию, поэтому и пишем о ней правду», – таковым был общий смысл ответов. «Это же хорошо, что мы не пишем о культуре, – удивился вопросу Райтшустер. – Ведь было бы униженно писать о культуре. Якобы «вот у них еще и наука, и культура есть». «Собака укусила человека – это не новость. Человек укусил собаку – вот это новость», – напомнил присутствующим о принципе подхода к выбору новостной темы Манфред Квининг, корреспондент газеты *Die WELT* в Москве. Писать и читать хорошее – неинтересно.

Некоторые молодые журналисты из числа слушателей дискуссии за неделю до открытия форума СМИ приняли участие во встрече выпускников программы Журналистского колледжа (Свободный университет, Берлин), где им удалось задать похожие вопросы. Гюнтер фон Лоевски, сегодня – руководитель программы, а в прошлом – известный журналист, по поводу сравнения русских с медведями сказал, что ничего плохого



Юные журналисты из России на Форуме отстаивают перед немецкими корреспондентами свою точку зрения на поводу того, как следует подавать информацию о России.

Участники дискуссии «Образ России в немецких СМИ». Слева направо: Й. Зигерт, Г. Вороненкова, В. Бретт, Б. Райтшустер.

в этом усматривать не следует, ведь это «животное воспринимается немцами как доброе и милое существо». «Мы говорим на разных языках», – объяснил Лоевски, имея в виду возникающие недопонимания и обиды между представителями двух стран.

«В глубине души жители наших стран испытывают друг к другу взаимную симпатию», – убежден Хорст Клойзер, корреспондент радио ARD в Москве. Когда появится возможность ездить к друг другу без визы, образ России в Германии автоматически перейдет из разряда негативных в разряд положительных.

Во второй день работы форума состоялась дискуссия с участием российских журналистов. В отличие от своих немецких коллег, они передают положительный образ страны-партнера или вообще не пишут о ней. «Журналисты, которые пишут о Германии, вынуждены считаться со сложившимся положительным образом страны в российском сознании», – считает Сергей Сумленный, корреспондент журнала «Эксперт», работающий во Франкфурте. «Темы статей про Германию придумать сложно. Это счастливая страна. Она исключена из пространства конфликтов», – объяснил руководитель отдела «Глобус» из «Русского Newsweek» Александр Баунов тот факт, что в российском журнале немецкого



издательства почти нет статей о Германии.

Обозреватель «Независимой газеты» Евгений Григорьев, родившийся в довоенной Москве, не раз за годы работы журналистом бравший интервью у многих канцлеров Германии, видит свою задачу и задачу коллег в необходимости «налаживать дружеские отношения между двумя странами». Эта фраза

стала зеркальным отражением того, что сказала накануне Александра фон Намен. Означает ли она, что российские и немецкие журналисты по-разному понимают цели своей работы, а поэтому и взгляд на подачу новостей различен? Ответ на этот вопрос можно, видимо, получить, когда мэтры отечественной и западной журналистики вместе сядут за круглый стол.

Ein Workaholic, der Radeberger Bier liebt

Ex-KGB-Oberst Viktor Adamow plaudert über seine gemeinsame Zeit mit Wladimir Putin in Dresden

„Wolodja war ein intelligenter, sehr fleißiger KGB-Mitarbeiter, aber ein ‚Superspion‘, der aus dem Kreise seiner Kollegen herausragte, war er nicht.“ Der solchermaßen Charakterisierte sitzt heute als russischer Präsident im Kreml und heißt Wladimir Putin.

Von Manfred Quiring

Viktor Adjanow kennt den ersten Mann im Staate aus gemeinsamer Dienstzeit in Dresden. In der Radeberger Straße wohnte der Ex-KGB-Oberst eine Etage über den Putins. Der war, als sie sich 1986 kennen lernten, Major, Adjanow Oberstleutnant. Aber dieser Unterschied im Rang habe keine große Rolle gespielt, „wir waren Kollegen“.

Fünf bis sechs Mann haben in dem Haus in der Dresdner Angelika-Straße 4 gesessen, gleich gegenüber der Stasi-Bezirksverwaltung. Chef des Unternehmens war zu Adjanows und Putins Zeit ein Oberst Lasar Matwej, der sich seine Sporen in den Lagern für sowjetische Künstler verdient hatte, indem er selbst dort versuchte, inhaftierte Sänger, Schriftsteller und Dichter auszuhorchen.

Es hat bisher viele Veröffentlichungen über den angeblichen „Wunderspion“ Wladimir Putin gegeben. Der ehemalige Oberst Adjanow, heute Geschäftsmann mit deutschen Partnern, verweist das alles ins Reich der Legende. Weder habe Putin für den GRU, den Aufklärungsdienst des Generalstabs, spioniert, noch sei er nebenbei Direktor eines Kulturhauses in Leipzig gewesen, um von dort das sowjetische Spionagenetz in der Bundesrepublik zu steuern. „Quatsch, dafür hatte er als Major gar nicht den erforderlichen Rang“, plaudert Adjanow. Außerdem wäre das „absolut unsinnig“ gewesen, dieses Netz von der DDR aus zu führen. „Das wäre dem Versuch gleich gekommen, einen Spionageapparat auf dem Mond zu leiten“, versichert der ehemalige KGB-Offizier in auszeichnendem Deutsch.

Die Sprachkenntnisse hat er sich durch sein Germanistik-Studium in Woronesch angeeignet. „Ein Jahr lang habe ich sogar in Halle studiert und über Lessings Dramentheorie und den Verfremdungseffekt bei Brecht geschrieben“, erzählt der 53-jährige Adjanow. In der Kenntnis der deutschen Sprache habe in der Dresdner KGB-Dienststelle nur Putin mit ihm mithalten können, erinnert er sich.

Aber was haben denn nun er und der heutige russische Präsident Putin getrieben in ihrer Dresdner Zeit? Es braucht zwei Abende und nicht wenig Wodka, um den Zipfel ein wenig zu lüpfen und ein paar Einzelheiten in Erfahrung zu bringen. Nach dem Zusammenbruch der DDR gibt es da eigentlich keine Geheimnisse mehr, aber ein Leben als Spion prägte auch Adjanow: Er hält die Antworten so unkonkret wie möglich und rückt erst nach und nach mit ein paar Details heraus.

Die KGB-Dienststelle in Dresden hatte, wie die den vierzehn anderen Bezirksverwaltungen des MfS zugeordneten Büros des sowjetischen Spionagedienstes, zwei Aufgaben. „Erstens: Die Aufrechterhaltung der Kontakte zum MfS“, was offensichtlich auch eine gewisse Überwachungsfunktion beinhaltete. Man habe sich mit den „Freunden“ von der Stasi zu offiziellen Gesprächen, aber auch zu Feiertagen getroffen. Ebenso gab es private Kontakte. „Wir haben gemeinsam geangelt und Schaschlik gebraten.“ Ein idyllisches Bild.

Auch habe man sich gegenseitig beschenkt. „Wir brachten zum Beispiel Wodka aus Moskau mit, auch schon mal irgendwelche Elektrogeräte oder Fernseher. Sehr beliebt war damals ein Gerät namens ‚Junost‘“, erinnert sich Adjanow. „Wolodja hat sich immer freiwillig zu den Begegnungen gemeldet. Als Parteisekretär unserer Gruppe durfte er auch an Besprechungen teilnehmen, die ihm sonst aufgrund seines niedrigen Dienststranges ver-

schlossen geblieben wären.“ Der Zweck der Übung bestand darin, über die „Kollegen“ jederzeit Zugriff auf Stasi-Informationen zu haben. „Die wussten viel, sogar uns haben sie überwacht“, beschwert sich Adjanow heute.

Die zweite Aufgabe habe in der „operativen Arbeit“ bestanden, wie Spionage im russischen Geheimdienstslang umschrieben wird. Laut Vertrag, so Adjanow, habe man dabei in der DDR nicht aktiv werden dürfen. Getan hat man es trotzdem.

So verfolgten die KGB-Schnüffler sehr genau, was sich im einzigen privaten wissenschaftlichen Institut des Herrn Manfred von Ardenne in Dresden-Weißer Hirsch tat. Ardenne und etliche seiner Mitarbeiter waren nach Kriegsende in die Sowjetunion gebracht worden. In der freundlichen Umgebung der georgischen Schwarzmeer-Stadt Suchumi waren sie am sowjetischen Atom-Projekt beteiligt. Nach seiner Rückkehr in die DDR nutzte Ardenne seine Sonderstellung, um das noch heute existierende Institut zu gründen. Da habe man schon wissen wollen, was dort vor sich geht, erzählt Adjanow, „zumal ja das Uranbergwerk der ‚Wismut AG‘ ganz in der Nähe war“.

Die Hauptaufgabe für ihn und Putin habe indes darin bestanden, politische und wissenschaftlich-technische Informationen aus der Bundesrepublik und der Nato zu beschaffen. Dabei sei es jedoch völlig unüblich gewesen, sich gegenseitig über aktuelle Vorgänge zu informieren. Putins Wirken habe sich indes kaum von seinem eigenen unterschieden, erläutert der nun ins Geschäftsleben gewechselte Ex-Spion. Höchstens insofern: „Putin war ein Workaholic, der Radeberger Bier liebte.“ Was also trieben die Herren Adjanow und Putin? „Du suchst den Menschen, der dir behilflich sein kann. Einige wurden uns direkt vom MfS vermittelt.“ Andere habe man selbst rekrutiert, bei „Robotron“ etwa oder an der Technischen Universität



Foto: Privat

Dresden. „Beide Institutionen waren nicht interessant für uns, aber die Kontakte der Mitarbeiter zum Westen“, erzählte Adjanow. So habe er einen Mann gefunden, der seine alte Bekanntschaft mit einem Mitarbeiter des Bundeskanzleramtes wieder auffrischte und ihm von dort Informationen beschaffte. Ein anderer habe einem alten Freund in Kiel erzählt, er sammle Bilder von Kriegsschiffen, um sie im Modell nachzubauen zu können. „Der Freund lieferte die schönsten Farbfotos, die natürlich alle bei uns landeten“, brüstet sich Adjanow.

Aber die Welt ist ungerecht, findet Adjanow. Da habe er immer freundschaftlich

Als Wladimir Putin (links) noch einen Vorgesetzten hatte: Russlands heutiger Premier 1977 mit Viktor Adjanow auf der Datscha.

mit den Deutschen zusammengearbeitet, niemandem etwas Böses getan. In seiner Zeit als Mitarbeiter der Presseabteilung des russischen Außenministeriums habe er nicht einmal vor Besuchen bei deutschen Journalisten zurückgeschreckt, die auf dem Compound am Moskauer Kutusowskij-Prospekt wohnten. Und der Dank? „Die Deutschen geben mir kein Visum“, klagt er. „Ich hätte Präsident werden sollen.“

.ru

www.straus.ru

Was wissen wir vom Alltag des schwarzen afrikanischen Straußes? Die Webseite www.straus.ru beantwortet viele Fragen, die man sich so noch gar nicht gestellt hatte. Konnte ja aber auch niemand ahnen, dass der Vogel in großer Zahl gleich „nebenan“ wohnt, im Moskauer Gebiet. Zwischen Tschechow und Serpuchow gibt es im Dorf Saryje Kusmenki seit 1999 eine Straußenfarm, die erste und größte in Russland. Ihre Homepage weckt sofort Beschützerinstinkte. Die bunte Zeichnung auf der Titelseite zeigt Baracken, aus deren dunklem Innern einem Augenpaare entgegen blicken, in einem Gelände mit Wachtürmen und Stacheldrahtzäunen, so als ob sich ein leer stehender Gulag zur Zweitverwendung gefunden hätte. Immerhin ist das Gras grün und der Sonnenuntergang idyllisch. Außerdem guckt ein Strauß mit Armeemütze ins Bild und scheint jeden Moment Kasatschok tanzen oder einen Toast auf die Frauen ausbringen zu wollen, sobald er seine Papirossy zu Ende geraucht hat.

Die Firma „Russkij Strauß“ macht kein Hehl daraus, dass ihr Interesse weniger zoologischer als landwirtschaftlicher Natur ist. Sie verkauft sowohl Fleisch („sehr zart, wenig Cholesterin, viele Spurenelemente“) als auch Straußeneier und lebende Tiere, zu 200 bis 1 200 Euro das Stück, allerdings unter Hinweis darauf, dass die exotischen Vögel viel Auslauf brauchen. Führungen auf der Farm werden ebenfalls angeboten, jedoch nur in Gruppen und nach vorheriger Anmeldung.



Ohne Moos nix los

Im hohen Norden sind Rentiere und Öl die größten Schätze des Menschen

Rentierzüchter Tichon hat Angst um seine Weideflächen. Die „Gasowiki“ bohrten an den besten Plätzen, dort, wo das kostbare Moos wächst, von dem sich seine Herde ernährt, sagt er. Am Polarkreis, nördlich von Salechard, gelten Rentiere als größter Reichtum der Menschen. Ein Tag im Leben eines Hirten.

Von Ulrich Heyden

Tichon Popow reibt sich die Augen. Außer einem Schnarchen ist es still im „Tschum“, dem Zelt der Rentierhirten. Er krabbelt aus dem Fell-Schlafsack und schlägt den bunten Sichtschutz des Schlafabteils zur Seite. In dem Zelt aus Holzstangen und Filztüchern ist es kalt. Das Feuer im Ofen ist über Nacht ausgegangen. Mit kleinen Scheiten entzündet Tichons Frau Maria ein neues Feuer.

Ein Tag am Polarkreis beginnt. Erste Sonnenstrahlen fallen auf den Platz. Hunde springen von den Schlitten, bellen und balgen sich eifersüchtig.

Der 48-jährige Hirte beaufsichtigt eine Herde von 1500 Rentieren. Der Großteil der Tiere gehört dem Unternehmen „Salechard-Agro“, einer ehemaligen Sowchose, ein kleinerer Teil gehört dem Hirten selbst. Zusammen mit seiner Frau, seinem 16-jährigen Sohn Alexej und drei weiteren Männern zieht Tichon von Weideplatz zu Weideplatz, im Sommer wie im Winter. Wir treffen die Hirten 50 Kilometer nördlich von Salechard.

An diesem Frühjahrmorgen machen sich die Männer fertig für die Arbeit. Alles, was Tichon trägt, ist aus Rentierfell, die bunt verzierten Stulpenstiefel und die beiden Fellanoraks, die „Maliza“ mit dem Fell nach Innen und die „Gus“ mit dem Fell nach Außen. Um den Bauch trägt der Chef der Rentierbrigade einen Gürtel, an dem ein Dolch, ein Fangseil und ein Knochenstück mit Kerben hängen, der „Taschenrechner“ zum Zählen der Tiere.

Beim Schrei des Hirten – einem langgezogenen kehligen Laut – recken die Tiere ihre Köpfe. Doch sie halten Abstand. Erst als der Chef seine Blase leert, kommt eines der Tiere näher um den gefärbten

Schnee zu schlappern. Tichon grinst. „Die Tiere mögen das. Es ist für sie wie Medizin.“ In der Tundra ist fast alles kostbar, auch das Blut der Rentiere, welches es als leicht gesalzenes Getränk zu den Mahlzeiten gibt. „Es enthält viele Vitamine und schützt vor Krankheiten“, erzählt Tichon.

Mit ihren Beinen graben sich die Tiere zum türkisfarbenen „Jagel“, dem Rentiermoos. Sie knabbern nur die Spitzen, die Wurzeln essen sie nicht. Eine beschädigte Wurzel wächst erst nach Jahren wieder nach. „Die Tiere wissen das“, behauptet der Chef. Auf der Suche nach Nahrung ist die Herde ständig in Bewegung. Hunderte Kilometer legen die Tiere im Jahr zurück. Selbst bei der Geburt eines Jungtiers gibt es keine Pause. Schon eine Stunde nach der Geburt folgt das Kälbchen auf wackeligen Beinen seiner Mutter.

Unter dem Permafrostboden liegen Russlands reichste Gasvorkommen. In der Jamal-Tundra gibt es die größten Rentierherden, pro Einwohner ein Tier.

Im Winter treiben die Hirten die Tiere mit Hilfe von Hunden in die Wälder im Südosten. Im Sommer ziehen sie über das Ural-Gebirge Richtung Nordwesten in die baumlose Tundra. „Je weiter im Norden, desto weniger Mücken und Parasiten“, meint Andrej Salinder, der Chef von „Salechard-Agro“.

60 Tonnen Fleisch produziert der Betrieb mit seinen 8000 Rentieren im Jahr. Man hofft bald auf eine Einfuhrgenehmigung der EU. Dort, so Salinder, könne man das Fleisch, das in Russland nur zweieinhalb Euro das Kilo einbringt, womöglich für 17 Euro das Kilo verkaufen. Doch die Import-Erlaubnis zu erhalten, wird nicht einfach, denn 500 Kilometer nordwestlich von Salechard, auf der Inselkette Nowaja Semlja, wurden bis Ende der 80er Jahre

unterirdisch Atombomben getestet. Die ökologische Situation hat sich verschlechtert, die Tiere sind schwächer geworden, erzählt Tichon.

Die Rentierwirtschaft war sogar zu Sowjetzeiten immer in der Hand von Familien. Tichon hat die Schule verlassen, als er gerade seinen Namen schreiben konnte. Er weiß aber, dass es sein Sohn schwer haben wird, in der Tundra eine Familie zu gründen. „Die jungen Mädchen haben sich schon an das Leben in der Stadt gewöhnt.“

Tichons Sippe gehört zu den Syrjänen. Im 14. Jahrhundert wurde das kleine Volk, deren Sprache mit der der Finnen verwandt ist, von einem Russen missioniert. In Tichons Zelt hängt ein großes, goldenes Tuch mit zwei schwarzen orthodoxen Kreuzen. Eine Ikone zeigt den Bischof Stefan von Perm. Er brachte den Syrjänen das Christentum. „Russkij Brat“ – „der russische Bruder gab uns Alkohol, Zigaretten und den Glauben“, meint der Hirte, der zum Frühstück schon zwei Gläser Wodka trinkt.

Der Jamalo-Nenzische Kreis ist eine Region voller Wunder. Er ist doppelt so groß wie Deutschland. Auf den nur spärlich bewachsenen hügeligen Flächen leben aber nur eine halbe Million Menschen. Unter dem Permafrostboden liegen Russlands reichste Gasvorkommen. In der Jamal-Tundra gibt es die größten Rentierherden, pro Einwohner ein Tier.

Wer mit dem Flugzeug über die Gegend fliegt, sieht nur weite Flächen. Platz scheint es genug zu geben. Trotzdem werden die Weideflächen knapp. Das Rentiermoos wächst nicht überall. Denn es gibt auch viele Moore. Argwöhnisch beobachten die Ureinwohner der Region, die Nenzen, Mansen, Syrjänen und wie sie alle heißen, wo die Öl- und Gasunternehmen ihre Fördertürme aufstellen. Was trotz Dauerfrost und Schneestürmen wächst, ist zart und reagiert äußerst empfindlich auf harte Eingriffe. Dort wo gebohrt wurde, wächst Jahrzehnte kein Moos mehr.

Wenn man Tichon reden hört, scheint es in der Tundra keine anderen Feinde zu geben als die „Gasowiki“, die Leute von



Foto: Tino Künzel

Kein ungewöhnliches Bild in den Städten des russischen Nordens: Manchmal tauchen die Hirten mit ihren Rentieren in der Zivilisation auf, um Handel zu treiben und selbst Einkäufe zu tätigen. Dann sind auch die schönen Paarhufer aus der Nähe zu bewundern.

den großen Gas-Konzernen, welche bei den Bohrarbeiten wertvolles Weideland vernichten und die in ihrer Freizeit als Wilderer durch die Gegend streifen, dabei nicht nur Hasen, sondern auch Rentiere schießen.

Die „Gasowiki“ bohren an den besten Stellen, nicht in den Mooren, sondern auf höher gelegenen Flächen, dort wo das Rentiermoos wächst, berichten Michail und Kirill. Die beiden Rentierhirten kommen aus dem auf der Jamal-Halbinsel gelegenen Dorf Jar Sale, nordöstlich von Salechard. Hier will man im nächsten Jahr mit Bohrarbeiten beginnen. Unter der Erde vermutet man noch größere Gasvorkommen als in den Fördergebieten von

Urengoj und Jamburg. Um mit den Industriellen besser über Entschädigungen verhandeln zu können, wollen die Rentierhirten eine Stiftung gründen. Anfang der 90er Jahre haben sie schon einmal mit ihren Zelten die Zufahrtswege zu den Bohrplätzen versperrt.

„Wir sind nicht gegen die Zivilisation“, meint Michail. Aber die Gas-Unternehmen sollen Pacht zahlen und Straßen bauen. „Das Gas ist in 40 Jahren alle, aber die Straßen bleiben“, so die einfache Rechnung des Hirten.

Als Tichon und Sohn Alexej abends die schwere Felldecke vom Eingang zurückschlagen, empfängt sie das warme Licht der Petroleumlampen. Die Frauen haben

den Tisch gedeckt. Es gibt gefrorenes rohes Rentierfleisch und Fisch. Die Sonne ist untergegangen. Am Horizont bleibt ein Orange-Streifen. Tichon kriecht in den großen Schlafsack. Maria schließt die Vorhänge des Schlafabteils und legt sich neben ihren Mann. Aus dem Ofenrohr treibt der Wind Funken in die dunkle Nacht.

Juni 2005

Der Gott von Tschukotka

Am Ende von Russland ist Roman Abramowitsch als Gouverneur unumstritten

Von Christian Weisflog

Von der Hölle in den Himmel, vom Waisenkind zum Milliardär, von der Eiswüste zur Steueroase: Das sind Geschichten, die das Leben selten schreibt, Märchenstoff, den das Diesseits wohl nur in revolutionären Zeiten bietet. Es sind Wundergeschichten aus Tschukotka, der Halbinsel am nordöstlichen Zipfel des Kontinents, wo im Winter die Sonne nie auf- und im Sommer nie untergeht.

Von der Hölle: Der Zusammenbruch der Planwirtschaft war für alle Russen ein Schock. Am härtesten aber traf es die Menschen in Tschukotka, deren Überleben direkt vom sowjetischen Versorgungssystem abhing – einem System, das mit harter Hand errichtet wurde. „Finstere Meeresküsten, Eis, Frost, Schneestürme, baufällige Zelthütten, Schamanismus, Patriarchismus“, so beschrieb 1933 der erste Vorsitzende des Tschukotkaer Distriktkomitees der KPdSU die Halbinsel. Das Leben der indigenen Völker – überwiegend Tschuktschen – sollte sich bald drastisch ändern. Rentierzucht und Fischfang wurden kollektiviert, die Nomaden in Backsteinhäuser umgesiedelt, ihre Kinder in Internate gesteckt. Geologen fanden große Vorkommen an Zinn, Wolfram,

Endlich wurden die Löhne wieder regelmäßig ausgezahlt – aufs Bankkonto, abrufbar per Plastikkarte, um spontane Wodka-Einkäufe zu erschweren.

Kohle und Gold. Nach dem Krieg wurde die Industrialisierung forciert, wurden Elektrizitäts- und Heizwerke, Straßen, Häuser und Flughäfen gebaut. Angelockt von hohen Löhnen und Privilegien strömten Arbeiter in die unwirtliche Gegend. Lebten hier 1940 rund 20000 Menschen, so waren es 1960 bereits mehr als 100000. Der Anteil indigener Volksgruppen betrug nur noch fünf Prozent. Nahrungsmittel



Foto: Reuters

Der einzige Oligarch mit hohen Sympathiewerten bei der russischen Bevölkerung: Multimilliardär Roman Abramowitsch.

und Brennstoff mussten von Juli bis September auf Vorrat eingeschifft werden. Während der übrigen Jahreszeit war und ist Tschukotka nur auf dem Luftweg erreichbar.

Nach 1990 liefen die Uhren in Tschukotka rückwärts: Moskau wollte den längst unrentablen Abbau von Bodenschätzen (90 Prozent der Industrieproduktion) nicht länger subventionieren. Ohne staatliche Hilfe war die Region dem Niedergang geweiht – die Wirtschaft brach zusammen, die Preise schnellten in die Höhe. Was es noch zu holen gab, landete in den Taschen des korrupten Gouverneurs Alexander Nasarow. Die Jungen und die Schlangen wanderten aus. Die zurückgebliebenen Familien harrten in den wenigen noch beheizbaren Gebäuden aus und ernährten sich von Fisch und Rentierfleisch, wie die Ureinwohner. Die Bevölkerungszahl sank auf 50000.

In den Himmel: 1999 kandidierte Roman Abramowitsch in Tschukotka für die Staatsduma. Nach seiner Wahl gründete er die Wohltätigkeitsorganisation „Pol der Hoffnung“. Der Multimilliardär schiffte Lebensmittel, kanadische Fertighäuser und Treibstoff nach Norden und ließ Schulkinder in den Sommerferien ans Schwarze Meer fliegen. Im Oktober 2000 wurde der damals 34-Jährige zum Gouverneur gewählt – mit 92 Prozent der Stimmen.

Endlich wurden die Löhne wieder regelmäßig ausgezahlt – aufs Bankkonto, abrufbar per Plastikkarte, um spontane Wodka-Einkäufe zu erschweren. Zum Aufbau einer neuen Infrastruktur brachte Abramowitsch seine eigene Mannschaft mit – Manager seiner Ölfirma Sibneft. Die Hauptstadt Anadyr erinnere an Berlin nach der Wende, berichtete die „Iswestija“: Überall töne der Lärm von Vorschlag-

hämmern, Baukränen und Betonmischern. Türken und Kanadier bauten neue Hotels, Ex-Jugoslawen brachten den Flughafen auf internationalen Standard. Durch die Erschließung eigener Gasvorkommen und die Nutzung von Windenergie soll Tschukotkas Versorgung unabhängiger und umweltfreundlicher werden. Entlang der Nordküste und vom Arktischen zum Pazifischen Ozean sollen neue, zu allen Jahreszeiten befahrbare Straßen entstehen. In der ganzen Provinz gibt es zurzeit über 800 Baustellen. In Abramowitschs Amtszeit verfünffachte sich das regionale Bruttozialprodukt, der Durchschnittslohn beträgt heute 700 Dollar. Die Bevölkerung wächst wieder, die Geburtenzahlen nehmen zu – vor allem unter der indigenen Bevölkerung. Böse Zungen führen den Babyboom auf die 2500 türkischen Gastarbeiter zurück, die sich offenbar blen-

dend mit der heimischen Bevölkerung verstanden. Keine andere russische Region tritt im Internet so informativ, übersichtlich und ansprechend auf wie Tschukotka. Dort, unter www.chukotka.org, findet sich auch eine Umfrage, bei der 20 Prozent aller Teilnehmer auf die Frage „Wer ist für Sie Abramowitsch?“ die Antwort „Gott“ wählten.

Vom Waisenkind zum Multimilliardär: Viel wurde darüber spekuliert, warum der reichste Russe sich der ärmsten Landesregion annahm. Manche führen seine Großzügigkeit auf Abramowitschs eigene schwere Kindheit zurück: Früh hatte er seine Eltern verloren. Verbreitet ist auch die Meinung, Tschukotka sei die Strafe des Kremls dafür, dass Abramowitsch wie die meisten Oligarchen nicht auf legalem Wege zu seinen ersten Millionen kam. Andere meinen, der Sibneft-Hauptaktionär wolle

sich die Bodenschätze Tschukotkas unter den Nagel reißen. Tatsächlich gibt es hier Öl und Gas, für das Sibneft sich Förderlizenzen gesichert hat, doch der Abbau am Polarkreis ist schwierig und bisher unrentabel. Dann gibt es da noch einen Witz, demzufolge Abramowitsch einen Tunnel nach Alaska bauen wolle, um seine Milliarden nach Amerika zu schmuggeln ...

Von der Eiswüste zur Steueroase: Die plausibelste Erklärung ist aber wohl, dass sich der Multimilliardär in Tschukotka ausnehmend günstige Steuerkonditionen geschaffen hat. Außerdem: Billiger und ungestörter wäre er wohl nirgendwo in Russland zu einem Gouverneursposten gekommen. „Auf leisen Sohlen kommt man weiter“, wird er sich mit einem russischen Sprichwort gesagt haben. Und er hat Recht: Wo sonst kann ein Gouverneur zum Gott aufsteigen?

Juni 2005



Ein großartiges Volk!

Von Jens Mühling

„Deutschland???“ Der armenische Taxifahrer starrt mich mit offenem Mund an. Ob ich ihm meine Herkunft besser nicht veraten hätte? Vielleicht ist sein Opa im Krieg gefallen? Vielleicht kann er die Deutschen nicht leiden, weil sie sich so gut mit den Türken verstehen, den Erzfeinden der Armenier? Während ich noch grübele, legt der Fahrer plötzlich eine Vollbremsung ein, und ich pralle mit dem Nasenbein gegen das Armaturenbrett.

Er dreht mir den Kopf zu. Mein letztes Stündlein hat geschlagen. Gleich wird er sein Messer aus dem Stiefel ziehen und sich schreiend auf mich stürzen: „Das ist für Stalingrad!!!“ Aber stattdessen schüttelt er mir nur überschwänglich die Hand. Und sagt: „Ich vergöttere die Deutschen!“ Dann legt er den Gang wieder ein und lässt den Wagen mit quietschenden Reifen anfahr-

ren. Mein Hinterkopf prallt schmerzhaft gegen die Kopfstütze.

„Ein großartiges Volk!“, sagt er. „Alles macht Ihr richtig!“ Ich reibe mir meine schmerzende Nase. „Alles ist sauber bei Euch! Alles funktioniert! Und Eure Autos sind die besten der Welt!“ Erst jetzt merke ich, dass auf dem Lenkrad ein Audi-Zeichen prangt. „Sieh mal, was man mit deutschen Autos alles machen kann!“ Er lässt den Motor aufjaulen und reißt das Steuer nach rechts. Ich versuche, mich am Türgriff festzuhalten, und verstauche mir dabei den kleinen Finger. Quitschend zieht der Audi rechts an einem alten Wolga vorbei. „Siehst Du? Mach das mal mit einer Sowjetkarre!“ Ich nicke bewundernd und greife verstohlen nach dem Anschnallgurt. „Quatsch, den brauchst Du nicht“, brüllt mein Fahrer, „deutsche Autos sind sicher! Pass auf!“ Er gibt Gas, kurbelt am Lenkrad und zieht gleichzeitig die Handbremse. Der Audi

schlittert seitwärts zwischen zwei LKWs durch, mein Ellbogen knallt gegen die Seitenscheibe. „Wenn wir jetzt in einem Lada säßen, wären wir längst tot!“, jubelt mein Fahrer. Ich versuche, mich angemessen zu freuen. Und schwöre mir, mich beim nächsten Mal als Finnen auszugeben. Die bauen wenigstens keine Autos.

Als ich endlich aussteige, tut mir alles weh, aber in meiner Seele brennt ein warmes Licht. Allen, denen die deutsche Wirtschaftskrise schwer im Magen liegt, empfehle ich eine Taxi-Fahrt mit einem armenischen Chauffeur. Selbst hartnäckige Schwarzseher und starrköpfige Unkenrufer werden danach glauben, dass wir im großartigsten Land dieser Erde leben.

В местах не столь отдаленных

Замминистра внутренних дел Германии добрался до Коми

В начале ноября в Республике Коми прошли Дни немецкой культуры, приуроченные к празднованию 10-летия местной национально-культурной автономии российских немцев. В мероприятиях приняли участие делегация МВД Германии во главе с Кристофом Бергнером, парламентским статс-секретарем, уполномоченным по делам переселенцев и национальных меньшинств, и делегация Международного союза немецкой культуры во главе с его председателем Генрихом Мартенсом.

Ольга Силантьева

«Все-таки важно, что мы приехали в Коми. Это я уже только тут понял», – Кристоф Бергнер делится своими впечатлениями от трехдневного пребывания в республике на северо-востоке России. Автобус-иномарка, привычно справляясь с неровностями русских дорог, особая прелесть которых ощущается глубокой осенью, везет высоких гостей из Сыктывкара, столицы республики, в «глубинку» – по направлению к селу Ыб, к коми. «В регионе есть две важные особенности. Во-первых, здесь проживает много народов, и коренная нация сама является важным меньшинством, поэтому здесь так хорошо и реализуется национальная политика. А во-вторых, именно в Коми, где влияние ГУЛАГа проявилось особенно сильно, мне интересно было увидеть, что предпринимается для ликвидации последствий сталинизма, воссоздания объективной истории. Я впечатлен тем, какие усилия прилагают и сами люди, и местная администрация, для переработки темных страниц истории».

В этот момент автобус останавливается около историко-этнографического музея села Ыб. У крыльца уже ждет местный коллектив, солисты которого одеты в национальные костюмы, на удивление легкие для такого северного края. Поеживаясь от холода, гости из столицы слушают песенное приветствие на языке



Фото: О. Силантьева

коми, сопровождаемое приветствием русским – хлебом да солью. Действо во дворе разыгрывается дальше. «По сложившейся у коми традиции, гости, прежде чем зайти в дом, должны распилить бревно, наколоть дрова и принести воды из колодца», – знакомит гостей с местным этикетом директор музея. Кристоф Бергнер и Олег Штралер, председатель местной немецкой автономии, берутся с двух сторон за пилу. Франк Вилленберг, министриальдиригент МВД, так, будто и прежде не раз колол дрова, вслед за ними со второго маха раскалывает увесистую чурку. Только напоминание о необходимости принести два ведра воды при помощи коромысла немного нарушает состояние умиления у женской половины делегации.

Когда, наконец, все обычаи с обеих сторон соблюдены, гостей приглашают в дом, то есть в музей. В сенях видимо, символизируя давнюю дружбу и сотрудничество немцев и русских, красуются

бюсты Маркса, Энгельса и Ленина. Рядом – коробочка «для пожертвований на нужды музея». В соседнем зале богато накрыт стол с традиционными угощениями – с суром (домашним пивом), рыбником, особым образом квашеной капустой и многим другими блюдами. Со всех стороны стола звучит «ю», то бишь, «за здоровье» на языке коми – этот несложный тост выучили и русские, и немцы за три дня пребывания на Днях немецкой культуры в Республике Коми.

Застолье в доме, отражающем быт коми, тепло и радушие хозяев, притом не только музея, но и района – гостей сопровождал глава администрации Сыктывдинского района Артур Рудольф, сам российский немец, – располагают к разговорам о коми и немцах, к обмену мнениями о поездке в республику. Не забыты и те, изваяния которых стоят у входной двери. «Вам не стыдно носить такую фамилию», – Артур Рудольф рассказал, как однажды в студенческие годы сокур-

сница обратилась к нему то ли с вопросом, то ли с упреком. Девушка пояснила недоуменному молодому человеку, для нее эта фамилия ассоциируется с именем Адольф. «А для меня моя фамилия ассоциируется с именами Энгельс и Маркс», – тогда важно было подобрать правильный ответ.

Не все российские немцы добровольно приехали в свое время в Коми. Разве что те, кто прибыли сюда еще в XV веке с целью изучить природу края. Большая часть немцев – более 10 тысяч – попали в Коми в ходе раскулачивания, сталинских репрессий и депортации века XX-го. Не всеми они были поняты и приняты, но об участии к ним коми немцы вспоминают с теплом, говорят, что если бы не помощь коренного населения, то им, их родителям, бабушкам и дедушкам пришлось бы еще тяжелее.

Многие активисты автономии, внесшие свой вклад в возрождение культуры российских немцев в республике, в восстановление исторической памяти, собрались 2 ноября на торжественное заседание по случаю 10-летия их ННКА. Встреча началась с показа фильма об истории немцев в крае, после которого министр культуры и национальной политики Республики Коми Надежда Боброва рассказала о том, что сегодня делается в регионе для того, чтобы он оставался «родным домом для более чем ста национальностей», проживающих здесь. И работу эту начали власти республики не вчера – недаром первая программа поддержки немцев в Коми появилась еще в 1993 году, за четыре года до принятия Президентской федеральной целевой программы развития базы возрождения российских немцев.

«Я вообще расцениваю деятельность местной немецкой НКА как образцовую модель, – Людмила Копп, референт Землячества немцев из России, как и многие члены делегации, ближе познакомилась в дни юбилейных мероприятий и фестивалей немецкой культуры с деятельностью Автономии. – Раньше всем центрам встреч навязывали «немецкую модель»: общественные объединения российских немцев должны быть неправительственными организациями, существующими сами по себе, благодаря помощи частных лиц, фондов, предпринимателей. Но в России эта модель невозможна. И ННКА Коми, тесно и успешно работающая с администрацией, тому доказательство. Только те центры встреч, которые рабо-



Фото: О. Силантьева

тают с краевой или областной администрацией, могут добиться успеха».

«Жаль, что люди из ФНКА не приехали сюда, – говорит Ирина Хеч, директор Российско-немецкого дома в Москве. – Они бы тогда воочию увидели, чего можно достичь, признавая, что сотрудничество с администрацией на республиканском, региональном, местном уровне может дать конкретные результаты». Она предлагает лидерам Федеральной национально-культурной автономии (ФНКА), ратующим за политическую реабилитацию, «не ждать упрямо», когда кто-то вверху выскажется по поводу реабилитации, а захотеть увидеть, что процесс реабилитации уже идет там, куда самих репрессированных и ссылали. «Я часто слышала, как в Перми или тут в Сыктывкаре представители государственных органов с трибуны приносили извинения и выражали сожаление по поводу того, что про-

Олег Штралер (слева) и
Кристоф Бергнер

изошло с немцами до войны, в военные и послевоенные годы». «Реабилитация может быть абстрактной, если ее ждать от политиков сверху, и конкретной, если видеть, что для людей делается на местах», – заключает Хеч.

Из Ыба в Сыктывкар делегация уезжала затемно. Проблемы коми, имеющих территориальную государственность, но подвергающихся естественной ассимиляции и теряющих свой язык, еще раньше потерявших национальную школу и стремящихся сохранить и передать потомкам, то от культуры предков, что еще дошло до наших дней, стали понятны и близки и немцам, и российско-немецким гостям. У каждого из них на память о радужных коми остался берестяной оберэг.

„Eine Kette von Fehlern“

Dmitrij Schostakowitsch kroch bei den Mächtigen zu Kreuze und überlistete sie mit seiner Musik

Er feierte im Ausland Erfolge und wurde zu Hause geächtet. Er hatte Angst, im Lager zu enden, und wollte doch die Sowjetunion um keinen Preis verlassen. Er war produktiv, verboten, linientreu und „Volksfeind“ in einem. Dmitrij Schostakowitsch arrangierte sich unter Qualen mit dem Regime und blieb gleichzeitig auf Distanz. In seiner Musik verschlüsselte er eine ganze Sowjetepoche – auch wenn das nicht jeder merkte. Dieses Jahr wäre der Komponist, der am 25. September 1906 in St. Petersburg geboren wurde, 100 Jahre alt geworden.

Von Cirstin Listing

Leningrad, 1949: Der Mann am Klavier sieht jungenhaft, ja beinahe zerbrechlich aus. Die feuchten Hände liegen scheinbar abwartend im Schoß. Eine starke Spannung erfüllt den Raum. Der 42-Jährige mit der Pennälerfrisur und der schwarzen Brille mit den dicken Gläsern steht in der Kritik. Seine Musik sei dem Volk nicht verständlich und bejuble den sozialistischen Aufbau nicht, heißt es. „Formalisten“ nennen die Ideologen jener Zeit Komponisten wie ihn. Darauf stehen bei entsprechendem Wink von oben 25 Jahre Lagerhaft. Und obwohl Dmitrij Schostakowitsch über die Grenzen der Sowjetunion hinaus berühmt ist, befindet in dieser Stunde eine Sonderkommission darüber, ob sein neues Werk aufgeführt oder verboten werden soll. „Das Lied von den Wäldern“ ist ein Oratorium, Stalins Aufforstungsplan gewidmet und voll russischer Folklore. Gerade hat er den Herren des Komponistenverbandes den Klavierauszug vorgespielt. Die so genannten Kollegen stecken bereits seit Ewigkeiten die Köpfe zusammen, diskutieren endlos lange, als sei der Betroffene gar nicht anwesend. Schostakowitsch erwartet ihr Urteil, das Urteil über seine Zukunft.

Im Jahr davor hat ein Beschluss der KPdSU die Musik Schostakowitschs in Konzertsälen, Opernhäusern und im Rundfunk fast gänzlich verstummen lassen. Monatlang musste der Komponist in der Sowjetpresse Beschimpfungen und

Verleumdungen lesen, öffentlich sein eigenes Werk bereuen und verwerfen. Sogar antisoziales Verhalten wurde ihm nachgesagt – ein existenzbedrohender Vorwurf. Diktator Stalin hatte ihn zwar mehrfach mit dem Stalinpreis Erster Klasse ausgezeichnet, änderte jedoch auch hin und wieder seine Meinung. Für viele, die Schostakowitsch bis dahin bejubelt hatten, war das Grund genug, seine Musik plötzlich zu verurteilen.

Diesmal ist das Urteil der Genossen Zensoren positiv. Doch das gilt nur für das Oratorium. Der Vorschlag eines Komponisten, einige Schostakowitsch-Werke zumindest im Radio wieder zuzulassen, wird vom Vorsitzenden des sowjetischen

Das schwarze Auto, das so spät vor dem Haus hält, die schweren Schritte im Treppenhause – wo wird der Geheimdienst NKWD klingeln?

Komponistenverbandes sofort brüsk abgelehnt: „Nein! Eine der Eigenschaften der Formalisten ist, dass sie, anstatt sich an das Volk zu wenden, den eigenen Bauchnabel betrachten.“ Schostakowitsch knöpft sein Hemd auf und schaut intensiv auf seinen Bauchnabel. Widerstand im Terror. Leise, doppelbödig und doch spürbar.

Berlin, 2006. Im Konzerthaus am Gendarmenmarkt wird die Fünfte Sinfonie von Schostakowitsch aufgeführt. Weit weg die Angst, die von den Diktaturen der Vergangenheit ausging. Aber irgendetwas ist da in dieser Musik. Eine junge Frau betupft immer wieder ihre Augen. „Bei dieser Musik spüre ich alles wieder, was mich je im Leben verletzt hat“, sagt sie später. Schostakowitsch schrieb diese Sinfonie 1937, im Jahr, nachdem seine Oper „Lady Macbeth“ das Missfallen Stalins erregt hatte und er als Volksfeind gebrandmarkt worden war. Freunde und Verwandte wurden in Lager verschleppt und vor Erschießungskommandos gestellt. Der Komponist

selbst ging monatelang vollständig angezogen zu Bett, den gepackten Koffer griffbereit, die Ohren in die Nacht lauschend: Das schwarze Auto, das so spät vor dem Haus hält, die schweren Schritte im Treppenhause – wo wird der Geheimdienst NKWD klingeln?

Bei der ersten Aufführung in Moskau weinten viele im Publikum. Ihnen erzählte diese Fünfte die Geschichte ihres Alltags. Die Sinfonie sei „zum Bersten mit Emotionen gefüllt“, sie sei „die Musik des Alleingelassenen in einer Welt voller Gewalten, der er nicht Herr werden kann“, so hat es der Dirigent Kurt Sanderling einmal ausgedrückt. Er wohnte der Moskauer Erstaufführung bei und war mit Schostakowitsch befreundet. Mit der Fünften Sinfonie „als Antwort eines sowjetischen Künstlers auf eine berechtigte Kritik“ gelang dem verfeimten Komponisten die Rehabilitation. Doch die Musik steckt voller Hintersinn. Obwohl viele Stalins Terror heraushörten, sah die offizielle Musikkritik die Fünfte als „eine optimistische Tragödie“ und den Komponisten als „wahrhaft großen sowjetischen Künstler“, der „seine früheren Fehler losgeworden ist und einen neuen Weg beschritten hat“. Die Kritik feiert Freude und Pathos des Finales. Aber der Schriftsteller Alexander Fadejew notiert in sein Tagebuch: „Der Schluss klingt nicht wie ein Ausweg (umso weniger nach einer Feier oder einem Sieg), sondern, als wenn an jemandem eine Bestrafung vorgenommen oder Rache geübt wird.“

Schostakowitsch ist in den dreißiger Jahren das Enfant terrible der sowjetischen Musik. Er komponiert Sinfonien, Film- und Kammermusik sowie Ballette genauso wie Jazz und Opern. Seine Werke sind durchsetzt von grotesken und satirischen Elementen. Er probiert unterschiedlichste musikalische Stilmittel aus, beim Publikum kommt das an. Sein Erfolg hat ebenso viele Bewunderer wie Neider. „Die Nase“, Schostakowitschs erste Oper nach einer Erzählung von Gogol, wird von den einen gefeiert, fällt bei anderen als „Handgranate eines Anarchisten“

durch, wie die Zeitschrift „Arbeiter und Theater“ schreibt und ihren Verriss mit den Worten krönt: „Ein destruktives Stück und jugendlicher Unfug.“

Es ist nur eine von vielen Kontroversen um Schostakowitschs Musik. Zur großen Auseinandersetzung kommt es um seine 1934 bereits uraufgeführte und mit großem Erfolg gespielte Oper „Lady Macbeth von Mzensk“ (oder „Katarina Ismajlowa“, wie eine entschärfte Neufassung 1963 betitelt wird). Es sind kaum Karten für die Aufführungen zu bekommen. Operngänger schätzen sie als wohlthuende Ausnahme der staatlich verordneten Fröhlichkeit der Musik dieser Zeit. Auch die sowjetischen Musikkritiker sind voll des Lobes. Viele von ihnen werden jedoch im folgenden Prozess gegen Schostakowitsch ihre Meinung öffentlich bereuen und verwerfen. 1936 besucht Stalin die „Lady Macbeth“. Er verlässt das Opernhaus, bevor das Werk zu Ende gespielt wurde. Im Parteiorgan „Prawda“ erscheint anschließend ein namentlich nicht gekennzeichnete Artikel, als dessen Autor viele bis heute Stalin selbst vermuten. An der Oper lässt der Text kein gutes Haar: Melodiefetzen und Ansätze musikalischer Phrasen verschwanden sofort wieder unter Krachen und Knirschen. Geschrei ersetze den Gesang. Die Musik verneine die Oper und sei Chaos statt echter, menschlicher Musik. Über Schostakowitsch braut sich ein Orkan zusammen: Artikel dieser Art sind Verbote von Verfolgung, Verhaftung, Verbannung. Aber: Zwar wird die Oper verboten, doch der hochtalentierte Komponist bleibt verschont. Er komponiert allerdings nie wieder eine Oper.

Die Ereignisse verändern ihn. „Sein Schaffen gewann ein Geschichtsbewusstsein, das bei den Komponisten des 20. Jahrhunderts seinesgleichen sucht“, schreibt Biograf Detlef Gojowy. Im besetzten Leningrad der Kriegsjahre hebt Schostakowitsch zusammen mit seinen Studenten Schützengräben aus und hält Brandwache auf dem Dach des Konservatoriums. Dann wird er gegen seinen Willen evakuiert. Im Gepäck hat er nur das Allernötigste – darunter die begonnene Partitur der Siebten Sinfonie. Den ersten Satz schrieb Schostakowitsch unter andauerndem Artilleriebeschuss. Die Bedrohung kommt, im Takt eines sich steigenden Bolerozitates, immer näher und kreist den Hörer ein wie Hitlers Armee die Stadt an der Newa. Selbst bei Sommertemperaturen kriecht eine die Glieder durchsetzende



Foto: Archiv

Kälte in jeden Saal. Bilder von eisigen Kriegswintern und von erfrorenen Kinderleichen mit verrenkten Gliedern drängen sich auf. Doch es gibt auch eine andere Interpretation: Schostakowitsch beschwöre mit dieser Musik die Beharrlichkeit der Bevölkerung und ihren Widerstand.

Für die Aufführung in der Blockade-stadt, wo die Menschen am Hunger starben, holte man sogar Musiker von der Front zurück. Ensemblemitglieder erinnern sich, dass die Bombeneinschläge bis ins Konzerthaus zu hören waren. Doch der Saal barst vor Zuhörern: Die Musik ersetzte ihnen die Nahrung.

Trotzdem wird Schostakowitsch zusammen mit Prokofjew, Chatschaturjan und anderen 1948 der „antinationalen Musik“ bezichtigt und zum „Formalisten“ gestempelt, dessen Spielereien ohne gesellschaftlichen Sinn seien. Bei der Sitzung des Moskauer Komponistenverbandes im Februar soll er sich äußern. Auf dem Weg ans Rednerpult wird ihm ein Zettel mit der fertigen Rede zugesteckt. Er trägt vor, dass sein ganzes Werk „eine Kette von Fehlern und Missverständnissen“ gewesen sei. Fünf Jahre vergehen. 1953, wenige Wochen nach Stalins Tod, beendet Schostakowitsch die Arbeit an seiner Zehnten Sinfonie, einer

Dmitrij Schostakowitsch war einer der wichtigsten – und umstrittensten – russischen Komponisten des 20. Jahrhunderts. Neben seiner Musik fasziniert auch seine Biographie bis heute.

klagenden musikalischen Abrechnung mit der Zeit des totalen Terrors.

Dmitrij Schostakowitsch komponiert insgesamt 15 Sinfonien, 15 Streichquartette, dazu Bühnenwerke, Instrumentalkonzerte und Filmmusik. Am 9. August 1975 stirbt er in Moskau an einem Herzinfarkt. Der neben Igor Strawinsky und Sergej Prokofjew bedeutendste russische Komponist des 20. Jahrhunderts glaubt bis zum Schluss an die universalen Ideale des Kommunismus. Für Willkür, Terror und die Unterdrückung des Individuums jedoch empfand er Verachtung. All dies findet sich in seiner Musik. Der Blick auf den eigenen Nabel hätte ihm niemals gereicht.

November 1999



Russkij Smart: Oka – billiger geht's nimmer

Wieviel muss ein neues Auto mindestens kosten?
Russlands Antwort: 3000 Mark sind genug.

Seit dem Rubel-Absturz 1998 kosten in Russland selbst die teuersten einheimischen Neuwagen weniger als die preiswertesten Autos in Deutschland. Deshalb kann man hier das wohl billigste Auto der Welt kaufen: Die Standardversion des WAS-11113 Oka kostet (einschließlich 25 Prozent Steuer, Überführung und Einjahresgarantie) 38500 Rubel. Das sind 2900 Mark.

Von Lothar Deeg

Was kann ein Automobil zum Preis eines Mopeds bieten? In jedem Fall mehr Leistung und besseren Wetterschutz. Bei einer Außenlänge von 3,20 Metern sogar vier Sitzplätze. Unter Plus registrieren wir zudem ein zweistufiges Gebläse, den von innen verstellbaren Außenspiegel, zwei Sonnenblenden und einen Scheibenwischer mit Intervall-Schaltung. Auch die beheizte Heckscheibe hat ihren Wischer. Das Cockpit verfügt über die üblichen Basisinstrumente, solide Schalter und Hebel sowie eine Handvoll Kontrollleuchten. Zum Lieferumfang gehört auch eine Handluftpumpe für die Reifen.

Ein Minus, da nicht vorhanden, bekommen Aschenbecher, Kopfstützen, Kofferraumabdeckung und Tankschloss. Für etwa 250 Mark lässt sich ein Oka jedoch nachträglich um all dies anreichern – einschließlich der unabdingbaren Korrosionsschutzbehandlung und der Montage von Plastik-Kotflügelinsätzen. Als wesentliche Komfortmängel bleiben dann noch die ständig verdrehten Statikgurte vorn, die schweißtreibenden Kunstlederbezüge auf den winzigen Sitzen sowie die zu eng angeordneten Pedale: Anfangs kommt es im Oka-Fußraum zu ungewollten Doppeleffekten. Mit der Zeit entwickelt man jedoch ballettreifes Zehenspitzengefühl oder wählt zum Autofahren bewusst eng geschnittenes Schuhwerk.

Airbag, ABS und Rücksitze Gurte fehlen übrigens auch in bedeutend teureren rus-

sischen Autos. Diese Dinge gelten russischen Automobilisten als Ausgeburt westlich-weichlichen Sicherheitsdenken – so wie Haftpflichtversicherungen (in Russland nicht obligatorisch) und das Schließen des Sicherheitsgurtes (zur Vermeidung einer Strafe reicht ja auch das lockere Überhängen). Sparen können sich Oka-Halter dagegen die sonst übliche Alarmanlage: Der dünnhäutige Stadtfloh ist das bei Dieben unbeliebteste Auto. Und von den wenigen, die dennoch abhanden kommen, findet die Polizei 90 Prozent wieder.

Angetrieben wird der Oka von einem Zweizylinder-Motor mit 750 ccm und 32 PS Leistung, wie in Russland üblich ohne Kat. Faktisch handelt es sich um den halbierten Motor des Lada Samara. Auch sonst stecken viele Lada-Teile im Oka: Beim AwtoWAS-Konzern wurde der Oka Ende der 80er Jahre als Mittel zur Motorisierung der sowjetischen Massen entwickelt. Dicht neben den Reißbrettern soll damals ein Daihatsu Cuore gestanden haben. Wegen Kapazitätsengpässen in Togliatti wurde die Produktion bald an den Lkw-Hersteller Kamas in Tatarstan sowie an das früher auf Behindertenfahrzeuge spezialisierte Seaz-Werk in Moskau abgegeben. Heute liefert AwtoWAS nur noch die Motoren und einige Fahrwerksteile zu. Die Karosserien entstehen bei Kamas. Kamas-Okas unterscheiden sich von Seaz-Okas nur durch das Firmensignet am Kühlergrill sowie die – laut einer Oka-Homepage im russischen Internet – bei Seaz bessere Lackierung.

Angesicht der in unserem Oka offensichtlich flüchtig mit dem Pinsel vorgenommenen Nachlackierung an den innengelegenen Schweißnähten ist allerdings schwer vorstellbar, dass der Farbauftrag noch schlechter gewesen sein könnte. Immerhin ist der uns verkaufte Mini in fahrbereitem Zustand und verfügt über alle vorgesehenen Teile – in Russland nicht unbedingt selbst-

verständlich. Der Verkäufer versichert, dass auch alle Schrauben noch einmal angezogen wurden. Man möge sich aber doch bitte noch Motoröl kaufen und einen halben Liter nachschenken: „Im Werk sparen sie mit jedem Tropfen.“ Und damit niemand sage, der Händler sei knausrig, spendiert er noch einen Liter Benzin, fährt das Auto vom Hof und verabschiedet sich wortlos.

Nach den zeit- und nervenaufreibenden Anmeldeprozeduren (nicht nur das Auto wird nochmals geprüft, auch der Fahrer/Besitzer muss amtsärztliche Papiere beibringen, die bestätigen, dass er weder drogensüchtig noch verrückt ist) erweist sich der Oka als ideales Auto für den Stadtverkehr und kleine Ausflüge ins Grüne: wenig, gute Bremsen, hervorragende Übersichtlichkeit, hinreichende Beschleunigung und geringer Verbrauch (6 Liter aufwärts). Einziger der tief zerfressene Asphalt der Petersburger Straßen lässt den Wunsch aufkommen, das Auto bei Gelegenheit durch einen Lada Niwa zu ersetzen.

Den Mechaniker sehen wir bald wieder. Nach 1500 Kilometern hat sich das Auto ein Bukett erbärmlicher Quietsch- (Auspuffaufhängung), Schepper- (Auspuffinneres), Rumpel- (Radaufhängung) und Dröhngeräusche (Motor) angeeignet, die jede Fahrt zur nervenzermürenden Qual machen. Der Werkstattaufenthalt dauert anderthalb Wochen. „Wir mussten da sehr viel austauschen“, meint der Mechaniker entschuldigend. Seine Worte bestätigt eine lange Liste von Austauschteilen auf dem – wohl nicht umsonst einbehaltenen – Auftragsblatt. Aber das übernimmt die Garantie. Nach Zahlung von 500 Rubel (38 Mark) für die fällige erste Inspektion werden wir mit einem – vorerst – perfekt arbeitenden Auto entlassen. Alles Oka. Nur der werkstatteigene Nagel in einem platten Hinterrad trübt das Bild. Aber dafür haben wir ja die Luftpumpe.



„Wie ein schlechtes Drehbuch“

Der georgische Künstler Buba Kikabidse über die Beziehungen zu Russland

Bester Schauspieler, Popstar, Sexsymbol: Multitalent Wachtang „Buba“ Kikabidse steht ganz oben auf der Beliebtheitskala der Georgier. Der 64-jährige Sänger und Schauspieler („Mimino“) ist Nationalheld und Ehrenbürger seiner Heimatstadt Tbilissi, aber auch in Russland seit Sowjetzeiten ungeheuer beliebt. Kikabidse schaut dem Volk auf den Mund und hat seinen eigenen Blick das georgisch-russische Verhältnis.

Wie schätzen Sie die bilateralen Beziehungen zwischen Georgien und Russland ein?

Wie ein schlechtes Szenarium. Aber man auch ein unbrauchbares Drehbuch nacharbeiten und einen ganz anderen Film drehen. Das wahre Leben ist viel komplizierter. Russland ist eine Großmacht, die siebzig Jahre lang die UdSSR dominiert hat. Nun reagiert es schmerzhaft auf alle negativen Einstellungen ihm gegenüber. Das gilt ganz besonders, wenn es sich dabei um eine ehemalige Unionsrepublik handelt. Georgien verbindet große Hoffnungen mit Wladimir Putin, dem jungen tatkräftigen russischen Präsidenten. Denn es braucht Russland unbedingt als Freund. Auch wenn wir gegenüber unserem nördlichen Nachbarn ungerecht waren, gab es die Missverständnisse jeweils nur unter den Politikern. Die beiden Völker vertragen sich nach wie vor. Georgien ist ein kleines Land und muss begreifen, dass Streitigkeiten nur auf diplomatischem Wege und nicht mit Gewalt gelöst werden können. Deswegen möchte

ich einigen unserer Politiker wünschen, dass sie nicht für sich selbst, sondern für das Volk leben und künftig weniger heftige Äußerungen von sich geben.

Vor zehn Jahren haben Sie angefangen, sich aktiv an der Politik zu beteiligen. Sie haben die Fraktion im Parlament der Hauptstadt „Tbilisseli“ mitgegründet. Warum haben Sie diesen Bereich wieder aufgegeben?

Mein Land hat das damals gebraucht. Als sich die Situation zu stabilisieren begann, wollte ich wieder meinen eigentlichen Beruf ausüben. Jeder Mensch sollte der Tätigkeit nachgehen, die er beherrscht. Politik ist eine seltene Gabe, die nicht jeder besitzt. Ich hoffe, die entsprechenden Politiker nehmen es mir nicht übel, aber nur wenige von ihnen verstehen etwas von den feinen Einzelheiten des Budgets und wissen einen realen Ausweg aus der Krise. Bei uns wollen alle Präsident sein, selbst wenn sie keine Begabungen dafür haben. Ich schätze jedoch sehr den Intellekt und die Umgangsformen des russischen Verteidigungsministers Sergej Iwanow und des ehemaligen Premierministers Jewgenij Primakow, mit denen ich mich mehrmals getroffen habe. Allerdings bleiben mir Künstler doch näher.

Was können Ihre Fans vom Künstler Buba Kikabidse in Zukunft erwarten?

Beim Film gibt es momentan keine Rollen, die ich annehmen würde. Vor kurzem erst habe ich zwei Angebote für Fernsehserien abgelehnt. Ich sollte in ordinären Kas-



Fotos: Archiv

senfüllern mit viel Blut einen Profidieb spielen. Der Georgier als Dieb – dieses Stereotyp hat die Sowjetzeit überlebt. Im Endeffekt wurde die Rolle des georgischen Chefs der Moskauer Mafia von einem stupsnasigen Blondem mit blauen Augen gespielt.

Das Gespräch führte
Michail Ajdinow.

Oktober 2005

„Ich kaufe die Schlossallee“

Deutsche Immobilienexperten sind an Moskaus lukrativsten Standorten aktiv



Illustration: OAO „City“

Die Botschaft bleibt die gleiche: Moskau wächst und wächst, vorzugsweise in die Höhe. Für die Gebäude gilt das ebenso wie für die Mietpreise und die Beteiligung deutscher Unternehmen am Immobilienmarkt – als Investoren und Entwickler, als Makler, Architekten und Mieter.

Von Dana Ritzmann

„Das ist erst der Anfang“, steht auf einem riesigen Banner geschrieben, welches einen gewaltigen Rohbau trotzig umfängt. Die zehn Stockwerke des kleineren von

Spielwiese für Visionäre: „Moskwa-City“ ist nicht nur Europas größte Baustelle, sondern auch eine Bühne für die kühnsten Formensprachen moderner Hochhausarchitektur.

zwei Hochhäusern, die einmal der Föderationsturm-Komplex werden sollen, wachsen praktisch täglich ein Stückchen höher in den Himmel. 2007 soll das Gebäude fertig sein, bereits im Frühling nächsten Jahres ist die Eröffnung des Lifestyle-Centers im Sockel geplant – während oben weiter an den Büro- und Wohnbereichen

gebaut wird. Neben an entsteht der 340 Meter hohe A-Turm. Er wird neben Appartements, Geschäften und Büros auch das neue Moskauer Hyatt-Hotel beherbergen. Zwischen den beiden sich nach oben verjüngenden und gleichzeitig in sich gedrehten Dreiecksbauten ragt eine 435 Meter lange Nadel heraus, mit einer Aussichts-

plattform im 85. Stock. 2010 soll der vollverglaste Föderationsturm als Europas höchstes Gebäude stehen.

Für Moskau völlig ungewöhnlich, so Matthias Lassen vom Architekturbüro „nps tchoban voss“, sei mit dem Bau begonnen worden, noch bevor auch nur eine Fläche fest vermietet worden war. Der Plan ging trotzdem auf. Heute, anderthalb Jahre nach dem ersten Spatenstich, sind etwa 50 Prozent des 400 000-Quadratmeter-Projekts an den Mann gebracht, der kleine Turm ist knapp zwei Jahre vor seiner Fertigstellung praktisch vollständig vermietet, sagt Lassen, der den Bau für das deutsche Architekturbüro in Moskau überwacht. „nps tchoban voss“ hatte 2003 die Ausschreibung für den Föderationsturm mit dem besten Designentwurf gewonnen, gemeinsam mit dem Hamburger Architekturbüro Schweger. Lassen schwankt merklich zwischen Euphorie und Skepsis, zwischen Optimismus und Schwarzmalerei, wenn er über das Projekt redet. „Ich bin manchmal wirklich erstaunt, dass es so weit gekommen ist, aber es wird tatsächlich gebaut“, sagt er und fügt hinzu, der politische Wille sei da, deshalb würden alle Beteiligten ziemlich pragmatisch an die Sache rangehen. „Wenn es ein Problem gibt, wird nicht erst gefragt, wo welche Vorschrift geschrieben steht, sondern eher, wie das Problem möglichst schnell und effektiv gelöst werden kann.“ Dabei ist die Internationalität des 600-Millionen-Dollar-Projekts vielleicht ein entscheidender Faktor: Während die Investoren, zwei Banken und der aus St. Petersburg stammende Baukonzern Mirax, komplett russisch sind, kommen die ausführenden Firmen aus der Türkei und China, der Tragwerksplaner ist ein New Yorker, die Lifte baut die deutsche ThyssenKrupp ein, andere Experten stammen aus Großbritannien und Kanada. Die Koordination des „zusammengewürfelten Haufens“, so Lassen, obliegt den Deutschen.

Ebenfalls ein deutsches Projekt ist das „Kutusovsky International Center“ gegenüber dem Föderationsturm, da, wo sich der dritte Moskauer Autobahnring und der prestigeträchtige Kutusowskij-Prospekt kreuzen. Die Einfallstraße aus Westen ist eine ampellose zehnspurige Magistrale, die täglich Dutzende Politiker und Wirtschaftsbosse auf ihrem Weg ins Büro befahren. „Der Kutusowskij-Prospekt ist für die Moskauer so eine Adresse wie die Schlossallee beim Monopoly“, sagt der Düsseldorfer Architekt Erasmus Eller, der

in eben dieser besten Lage das neue Businesszentrum, bestehend aus 212 Meter hohen Zwillingstürmen und vier kleineren Bürogebäuden, die alle um eine Plaza gruppiert sind, verwirklichen will. Im April dieses Jahres hat Bürgermeister Jurij Luschkow mit seiner Unterschrift das Projekt bewilligt, jetzt soll der Bau beginnen, der sich schon einmal verschoben hatte.

Für viele mag der Begriff des „Manhattan an der Moskwa“ fantastisch klingen, aber die „Türme am Ufer“, die zwischen dem Ellerschen Kutusowskij-Komplex und dem Föderationsturm emporragen, belegen das Potenzial von „Moskwa-City“, wie das gesamte Businessviertel getauft wurde. Der erste der beiden nagelneuen Bürotürme war bereits kurz nach der Fertigstellung voll vermietet, der zweite soll Anfang kommenden Jahres fertig werden und ist schon jetzt zu 70 Prozent vermietet, betont Hans-Georg Feesche, Russland-Direktor der Immobilienfirma Aengevelt. Trotz überdurchschnittlicher Mieten von 550 bis 675 Dollar pro Quadratmeter sei die Nachfrage rege. Aktuell bewegen sich die Mietwerte für moderne Büroflächen in Moskauer Zentrumslage zwischen 370 und 570 Dollar pro Quadratmeter im Jahr. Für 2006 prognostiziert Aengevelt eine erneute Steigerung der Mietpreisspanne auf Werte zwischen 440 und 610 Dollar pro Quadratmeter. Ausschlaggebend für die Mietpreisentwicklung ist die gute finanzielle Konstitution bedeutender Nutzergruppen wie großer, vor allem russischer Unternehmen aus der Rohstoff- und Finanzbranche. Außerdem fehlt es in Moskau noch immer an ausreichend hochwertigen Büroflächen. Allerdings suchen nicht alle Interessierten immer nur die exklusiven Etablissements

„Wenn es ein Problem gibt, wird nicht erst gefragt, wo welche Vorschrift geschrieben steht, sondern wie es gelöst werden kann.“

in Toplage. Gerade deutsche Mittelständler, die in Moskau unter strengem betriebswirtschaftlichen Kostendruck operieren, stoßen bisher auf ein unzureichendes Angebot an qualitativ akzeptablen Büroflächen zu Mittelfeldpreisen von 330 bis 400 Dollar pro Quadratmeter. Hier, so Feesche, ergibt sich für internationale



Illustration: OAO „City“

Der Föderationsturm soll einmal das höchste Gebäude Europas werden – bis nebenan der Russlandturm hochgezogen wird.

Entwickler und Investoren ein „überaus lukratives Betätigungsfeld“. Im Vergleich zu russischen Konkurrenten, die von so kurzen Amortisationszeiträumen wie zwei bis drei Jahre ausgehen, seien ausländische Developer mit deutlich geringeren Margen zufrieden. Sie könnten deshalb bei identischen Grundstücks-, Bau- und Baunebenkosten entsprechend geringere Büromieten akzeptieren und die Nachfrage bedienen. Laut Aengevelt sind Investoren gut beraten, ihre Kalkulation statt auf aktuelle Spitzenmieten besser auf langfristig marktfähige moderate Mieten aufzubauen.

Апрель 2005



Символ времени

В Российско-немецком доме Москвы прошел вечер, посвященный памяти Бориса Раушенбаха

В конце марта в Российско-немецком доме Москвы состоялся вечер памяти Бориса Викторовича Раушенбаха – известного ученого, создателя космической техники, академика Российской Академии наук, почетного президента Общественной Академии наук российских немцев, лауреата Ленинской премии, Героя Социалистического Труда, выдающегося физика, математика, искусствоведа, теолога и философа. В этом году ему исполнилось бы 90 лет.

Александр Трофимов

В антропософии есть удачный термин: посвященный. Посвященными были Гёте, Конфуций, Будда... На мой взгляд, посвященным был и Борис Викторович Раушенбах. А еще это был совестливый человек. И счастливый. Люди, которые стояли к нему близко, были хоть капельку, но похожи на него. Именно такие совестливые и счастливые люди собрались в РНДМ, чтобы поделиться своими воспоминаниями о Борисе Викторовиче. Но обо всем по порядку.

Сначала был показан 30-минутный фильм, снятый программой «Времечко» за три месяца до смерти академика на его даче. Борис Викторович сидит в кресле, ноги закутаны пледом. Разговаривают.

– К смерти подготовиться невозможно, – говорит ученый. – Земля – это

место, куда плохие души посылаются на исправление (цитирует Оберга).

Андрей Максимов (именно он ведет интервью):

А в жизни что потрясло Вас больше всего?

Полет Гагарина.

По внешнему виду ученого чувствуется, что ему нездоровится, но поражает абсолютная ясность и чистота ума. И вспоминаются слова из его книги «Праздные мысли»: «Я – счастливый человек, потому что работаю в тех областях, которые мне интересны. Другого стараюсь не делать».

После фильма первым о Раушенбахе начал рассказ космонавт Алексей Елисеев:

– Я познакомился с Борисом Викторовичем, когда был еще молодым инженером. Получив диплом, я пришел на работу в секретный научно-исследовательский институт, занимавшийся ракетной техникой. Борис Викторович Раушенбах получил тогда от Королева задание: создать системы управления космическим аппаратом, причем совершенно фантастическим аппаратом, который должен был полететь к Луне и сфотографировать ее обратную сторону. Решение провести такой эксперимент было смелым. Казалось, техника к этому еще не готова. Но Борис Викто-

рович формирует коллектив и начинается работа. После того как состоялся полет, разразилась сенсация. Газеты всего мира дали наши снимки невидимой стороны Луны. И это был первый большой шаг в космонавтике.

Затем была работа над созданием систем управления для беспилотных и пилотируемых космических аппаратов. Однажды Борис Викторович позвонил мне, попросил взять секретную тетрадь и дожидаться его вечером. Он приехал поздно, сел напротив меня и сказал, что нужно срочно написать методичку ручной ориентации. И начал ее диктовать. Он продиктовал мне всю инструкцию, которую я отнес потом в машинописное бюро, а наутро он уехал с ней к космонавтам. Вроде ничего сложного, но когда от правильности действий зависит жизнь, могут возникать сомнения даже там, где просто. Позже эта методика вошла в его книгу «Система ориентации космических аппаратов».

Борис Викторович никогда никем не командовал. Говорил всегда доброжелательно, спокойно. И все его хорошо понимали. В моей жизни нет человека, к которому я бы относился с большим уважением. Он создал целую когорту людей, с которыми было безумно интересно общаться.

Александр Люксембург – бывший коллега Бориса Викторовича рассказывает: – Знакомство наше произошло в

НИИ-1 Министерства авиационной промышленности. В 1954 году там был создан его отдел. Первое время Раушенбах был еще кандидатом наук, потом стал доктором. Борис Викторович всегда интересовался чем-то новым. Это касалось и вещей серьезных, и мелочей. В 1954 году он приобрел «Москвич», но, освоив его, вскоре остыл к машине, поговаривая: «Лучше я в трамвае книжечку почитаю».

Запомнилась его бесконфликтность. На любые реплики и вопросы отвечал совершенно спокойно и доброжелательно. Умел очень точно и кратко сформулировать самые сложные вещи, говорил только по делу, но увлекала сама логика его мыслей.

Иван Девятериков был с 1978 года заместителем Бориса Викторовича, руководившего 20 лет кафедрой теоретической механики Московского физико-технического института:

– Этот человек, создавший космическую технику, был удивительно скромным. Он никогда не пользовался служебными машинами. И приезжал, и уезжал из института на электричке.

Надежда Трухан тоже работала на кафедре теоретической механики Физтеха:

– Лекции Бориса Викторовича отличались живостью и простотой. Он как бы рассуждал вместе со слушателями, приходил к нужному выводу, заключая мысль словами: «Правда ведь!». Более молодым лекторам он советовал при чтении лекций не делать вид, что ты умнее аудитории, говорить не «ученым», а обычным, разговорным языком. Лекции его пользовались большим успехом, особенно – по искусству, религии и истории науки. В период всеобщего атеизма он умудрился прочитать богословский курс, раскрывая, в частности, глубокое содержание и значение в развитии российской культуры факта крещения Руси, культурный смысл икон и иконописи.

На корешках книг Бориса Викторовича написано: «Символы времени». И сам он тоже был символом времени.

Вдова академика, Вера Михайловна Раушенбах, выступала одной из последних:

– Муж был очень спокойный и выдержанный. И этим возмущался даже Королев. Однажды Королев пожаловался



Слева направо: академик РАН Д. Лихачев, ректор МФТИ Н. Карлов и академик РАН Б. Раушенбах (фото 1996 г., опубликовано в книге «Штрихи к судьбе народа. Борис Раушенбах»).



На конференции в РНДМ. Справа на фото – Вера Раушенбах.

Марку Галлаю: «Ничего не могу понять с этим вашим Раушенбахом; я ему что-то толкую, а он стоит и слушает, как ни в чем не бывало... Хорош ваш друг». Но так было не всегда. Он совершенно не переносил хамства и сразу выходил из себя. Однажды мы ехали в трамвае. Борис Викторович, как всегда, достал из кармана книжку и стал читать. Перед нами сидели мужчина и беременная женщина. Видимо, муж и жена. Подвыпивший мужчина по-хамски разговаривал с женщиной. В какой-то момент Борис Викторович не выдержал, вскочил и огрел этого хама по голове своей книжкой.

На вечере памяти академика Раушенбаха присутствовала вся его семья. Вспоминали, как однажды внука Бориса спросили:

– Трудно быть внуком Раушенбаха?
– Конечно! В школе один раз об этом напоминают, а дома бабушка – раз сорок.

Борис Викторович был личностью, вызывавшей всеобщее уважение и признание. Он был награжден самыми высокими званиями и наградами и в нашей стране, и в Германии.

November 2006

„Zu Fuß“ durch die Taiga

Unterwegs mit der Baikal-Amur-Bahn von Tynda nach Sewerobajkalsk



Fotos: Carmen Eller, Christian Weisflog

Von Christian Weisflog und
Carmen Eller

Ein paar verlotternde Plattenbauten, verlorren in den unermesslichen Weiten der Taiga – grau wie der verhangene Himmel, grau wie die zu breiten Straßen im Schachbrettmuster, grau wie der zu große leere Platz im Herzen der Stadt, der man die 70000 Einwohner nicht ansieht. Das ist sie also, die Hauptstadt der BAM, der Baikal-Amur-Magistrale, auf halbem Wege zwischen Baikalsee und Pazifikküste: Tynda.

Vor dem Hotel fragen wir nach dem Zentrum. „Das ist das Zentrum“, lautet die ernüchternde Antwort. Eine brüchige Asphaltwüste im Niemandsland, das seelenlose Herz eines Helden-Projekts, so jung und doch so alt. Dabei waren sie bei

Baubeginn 1974 doch so unermesslich groß, die Hoffnungen: Wo im Winter bei Temperaturen zwischen 30 und 60 Grad Minus jegliches Leben erstarrt und im Sommer alles im Sumpf versinkt, sollten durch den Bau einer eisernen Lebensader blühende Landschaften entstehen und Städte in den Himmel wachsen. Dafür mussten alle mit anpacken.

Von Tyndas avantgardistischem Bahnhof in Tynda mit seinen zwei symmetrischen Türmen setzt sich der Zug mit einem kurzen Ruck und einem langen Ächzen in Bewegung, erreicht Schrittempo und rattert schließlich gemächlich dahin, 25 Stundenkilometer im Schnitt. Rund 30 Stunden braucht er so bis nach Sewerobajkalsk an der Nordspitze des Baikalsees. „Der Zug geht zu Fuß“, soll sich

Die Natur bietet unterwegs viel Abwechslung, der Städtebau nicht.

Schon 1979 eine Journalistin auf BAM-Reportage beklagt haben.

In unserem Viererabteil sind zwei Plätze bereits besetzt: Olga und ihre erwachsene Tochter Swetlana haben schon eine Nacht auf den Pritschen verbracht und sich gut eingerichtet. Selbst gebackene Piroggen, mit Pilzen gefüllt, eigens gebrauter Mors, Tee mit Marmelade, Kaffee, Zucker und Milch, ja sogar Kaviar und natürlich Tassen, Messer, Gabel und Löffel – sie haben an alles gedacht und laden uns zu ihrem kleinen Festmahl ein. Essen, so wissen unsere Gastgeber bereits aus Erfahrung,

ist auf diesen weiten Strecken der beste Zeitvertreib.

Olga kommt aus dem nördlich von Tyn-da gelegenen Nerjungri, einem der größten Tagbau-Kohlereviere der Welt. Swetlana wohnt noch nördlicher, in Jakutsk, das erst in zwei Jahren mit der Bahn zu erreichen sein wird. Ihre abgelegene Heimat wollen die beiden trotz allem nicht verlassen: „Wir sind an die Ruhe und Abgeschiedenheit gewöhnt.“

Die BAM führt von Krasnojarsk bis Komsomolsk am Amur 3000 Kilometer lang praktisch durch Niemandsland. Quer durch unzählige Gebirgsketten wurden Tunnel gesprengt, Trassen in steile Abhänge gehauen und über den Sümpfen aufgeschüttet sowie Tausende von Brücken über Flüsse verlegt. Helden-Projekt oder nicht, die BAM war vor allem ein Jahrhundertprojekt: Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dachten die nach Sibirien verbannten Dekabristen erstmals über eine Eisenbahnverbindung in dieser Region nach. Doch 1891 entschied sich die russische Regierung für die südliche Route, am unteren Ende des Baikal vorbei und im flachen Steppenland nahe an der chinesischen Grenze entlang nach Wladiwostok. Allerdings wurde am Anfang des 20. Jahrhunderts eine zweite Transsibirische Eisenbahn diskutiert. Ende der 30er Jahre bauten Gulag-Häftlinge erste Abschnitte, die allerdings im Zweiten Weltkrieg teilweise wieder demontiert wurden, um damit die Wolga-Linie zur Versorgung von Stalingrad zu errichten.

Erst Ende der 70er Jahre kamen die Baupläne für die BAM so richtig ins Rollen. Die Propaganda habe einen regelrechten BAM-Mythos kreierte, so Swetlana. Das Projekt wurde zur „All-Unions-Komsomol-Baustelle“ erklärt, und bereits im April 1974 zogen die ersten 600 Jungkommunisten direkt vom Kreml los ins gelobte Neuland im Osten. In Liedern, Gedichten, auf Bildern und Plakaten – die BAM war allgegenwärtig.

Doch wie weit Wunsch und Wirklichkeit auseinander lagen, zeigen die Zahlen: 500 Millionen Dollar wurden für die Deckung der Baukosten ursprünglich eingeplant, am Ende hatten sie sich auf 25 Milliarden vervielfacht. „Das Schwierigste waren die Tunnel“, sagt der dafür verantwortliche Ingenieur Raschid Jachin, den wir später in Sewerobajkalsk treffen werden. Die längste Röhre, der 15 Kilometer lange Sewero-Mujskij Tunnel, kurz vor dem Nordzipfel des Baikalsees, wurde erst 2001



fertig gestellt. Bis 1989 mussten die Passagiere hier auf Geländewagen umsteigen, um den Gebirgskamm zu überwinden. Danach wurde eine Umfahrungsstrecke verlegt, die allerdings eine Zusatzschleife von 61 Kilometern bedeutete.

Die BAM wurde zum Verlustgeschäft: Entgegen den Erwartungen erwiesen sich die Rohstoffvorkommen in der Region zum Teil als wenig ertragreich oder aber die Förderung war zu teuer. Früh musste man sich eingestehen, dass das Projekt übereilt und ohne ausreichendes Wissen über die geologischen Verhältnisse lanciert worden war. Auch für die Ureinwohner bedeutete die Ankunft der Zivilisation nichts Gutes. „Sie verfielen dem Alkohol“, sagt Jachin. Der 70-Jährige ist trotz aller Schwierigkeiten geblieben und versucht, Sibirien auf neue Weise zu entwickeln: Er organisiert Touristenreisen.

Auch wenn sich die kommunistische Utopie in der Taiga nicht verwirklichen ließ, die wilden Landschaften blühen heute vielleicht gerade deshalb umso schöner und lassen sich mit der BAM praktisch wie „zu Fuß“ entdecken. Im Gegensatz zur flachen Einöde, die sich dem Reisenden auf der südlichen Transsib bietet, führt die BAM an einer atemberaubenden und praktisch unberührten Gebirgs-, Fluss- und Sumpflandschaft vorbei. Die Schienen sind teilweise so nah am Wasser gebaut, dass wir über die riesigen Ströme zu schweben glauben. Dann wiederum, wenn die Lok Gebirgsflanken hochschnaubt, fliegen unsere Blicke über die endlosen

grünen Täler der Taiga, durchzogen von glitzerblauen Seen und Flüssen, in denen sich Himmel und Erde spiegeln. Nur die kleinen Zwischenstationen holen uns ab und zu auf den Boden zurück, das Bild ist fast bei jedem Halt das Gleiche: Ein maroder Bahnhof im kubischen 70er-Jahre-Stil, drei graue Mietshäuser und davor aus Plastikplanen und Holzlatten selbst gezimmerte Treibhäuser mitten im Nirgendwo.

Während sich Olga und Swetlana weiterhin Tee und Piroggen widmen, zieht uns die überwältigende Landschaft immer wieder wie eine Glücksdroge ans offene Fenster, stundenlang lässt sie uns staunen. Dem 52-jährigen Pawel hingegen dient der Fahrtwind eher als Rauchabzug für seine Zigarette. Der gebürtige Ukrainer arbeitete bis zu seinem 45. Lebensjahr in einer Goldmine. „Das Gold reicht noch für unsere Kinder, aber die müssen tiefer graben“, sagt er. Weil er bereit war, in der Mine unter gesundheitsschädigenden Umständen zu arbeiten, erhielt er sehr früh eine bescheidene Rente von 3200 Rubeln (rund 100 Euro) im Monat. Heute schlägt er sich wie so viele Russen irgendwie durch. Unglücklich ist der passionierte Fischer deshalb trotzdem nicht. Mit einem zufriedenen Lachen legt er sanft seinen starken Arm um seine Gattin: „Das ist die schönste Frau der Welt.“

Kurz vor dem Sewero-Mujskij-Tunnel müssen wir die Fenster schließen. Nach 15 Kilometern Dunkelheit liegen uns der Baikalsee und die Fischerdörfer an seinen Ufern zu Füßen.

November 2002

Wenn auch die Hoffnung stirbt

Am Tag nach dem Sturm auf „Nord-Ost“: Banges Suchen nach Angehörigen

Vor und in den Krankenhäusern Moskaus spielten sich in den letzten Tagen tragische Szenen ab. Nach dem Geiseldrama im Musical-Theater „Nord-Ost“ suchten viele Moskauer ihre Angehörigen, die nach dem Gaseinsatz beim Sturm des Gebäudes in die Notaufnahmen eingeliefert worden waren. Unter den Wartenden war auch ein naher Bekannter der österreichischen Geisel Emilia Predovo-Uzunov.

Von Regine Bogensberger

„Njet“, sagt die alte Frau nur, seufzt „Oh, mein Gott“ und eilt aus dem von der Polizei abgeriegelten Sklifossowskogo-Notaufnahme-Krankenhaus im Zentrum Moskaus. Irina ist auf der Suche nach ihrer vermissten Schwester Anna nicht fündig geworden. Das Foto der 58-jährigen in Badekleidung hat sie wieder in ihre Handtasche gesteckt. „Jetzt muss ich sie wohl im Leichenschauhaus suchen“, meint sie gefasst.

Mit Irina zusammen hat ein sehr naher Bekannter der österreichischen Geisel Emilia Predova-Uzunov gewartet, zunehmend der Verzweiflung nahe. Die 43-jährige Frau war zu Geschäftszwecken nach Moskau gekommen und hatte sich einen schönen Abend mit Freunden im Musical „Nord-Ost“ machen wollen.

Noch am Samstag nach der Erstürmung des Theaters heißt es von offizieller Seite, alle ausländischen Geiseln seien wohlauf. Am Sonntag aber, als der Österreicher, der schnell aus Wien angereist ist, seine Bekannte besuchen will, kann ihm niemand Auskunft geben, wo sie ist. Mit Hilfe der Österreichischen Botschaft wird eine Suche begonnen, vor allem nach noch nicht identifizierten Frauen mittleren Alters.

Drei Stunden wartet der Österreicher in der kleinen Vorhalle neben der Eingangstür mit sechs weiteren, die ihre Verwandten sehen wollen. Draußen versuchen weitere aufgebrachte Angehörige, ins Spital zu kommen oder Infor-



Foto: Reuters

Passanten legen rote Nelken zum Gedenken an die Opfer des Geiseldramas nieder. Die meisten Geiseln starben im Anschluss an die Befreiungsaktion in den bereitgestellten Bussen oder im Krankenhaus.

mationen über Geiselopfer zu erfragen. Auf der Glasscheibe im Eingangsbereich ist ein Blatt Papier angebracht, das 47 Namen von Opfern auflistet. Nur jene, deren Verwandte in diesem Krankenhaus liegen, werden nach und nach in die Eingangshalle geführt. Auch Olga Schabotinskaja harrt dort aus. Die Eltern der jungen Frau sind ebenfalls an jenem Mittwochabend im Theater an der Uliza Melnikowa gewesen. Seit Samstag sucht sie bereits nach ihnen, konnte bis jetzt aber nur ihre Mutter in diesem Krankenhaus ausfindig machen. Sie telefoniert

genauso hektisch mit ihrem Mobiltelefon wie der österreichische Geschäftsmann, der immer wieder bei Bekannten und bei der Botschaft nachfragt, ob es schon Neuigkeiten gebe. „Sie spricht gut Russisch. Wäre sie bei Bewusstsein, hätte sie sich gemeldet“, meint er resigniert. Olga macht ihm aber wieder Hoffnung: „Haben Sie schon im Krankenhaus Nummer 48 nachgefragt, dort gibt es noch sieben unidentifizierte Personen.“

Schließlich kommt ein Polizist an die Drehtür zwischen Warteraum und Krankenhausbereich. Er ruft Personen auf,

die zum stellvertretenden Oberarzt Dr. Wladimir Rjabinin vorgelassen werden. Dieser erteilt Auskünfte über die Verwandten, sehen darf man sie aber nicht. Olga kommt an die Reihe. Als sie später zurückkehrt, hat sie ein erleichtertes Lächeln im Gesicht. Ihrer Mutter gehe es Gott sei Dank besser, sagt sie. Jetzt werde sie in den anderen Krankenhäusern, in denen Geiseln untergebracht seien, nach ihrem Vater suchen.

Das Parterre des Krankenhauses ist fast menschenleer, düster, ungemütlich, kalt. Ein paar andere Kranke in alten Pyjamas versuchen, Lebensmittel von ihren Angehörigen zu bekommen. Die Polizisten öff-

nen nur kurz die Tür, damit Plastikbeutel übergeben werden können, und drängen zugleich die Wartenden zurück.

Endlich wird der Österreicher vorgelesen. Er muss ein Foto zeigen, um Verwechslungen nach Möglichkeit vorzubauen. Das sei besser so, sagt der Mann. Im letzten Krankenhaus habe er bereits eine Frau, die zunächst als seine Bekannte vermutet worden sei, anschauen müssen. Diese Patientin habe durch die Gasvergiftung ein aufgeschwemmtes Gesicht gehabt, ein schrecklicher Anblick.

Die genaue Natur und Folgen des Gases, das bei der Erstürmung des besetzten Theaters verwendet wurde, geben weiter

Rätsel auf. Viele Angehörige der offenbar am Gas Verstorbenen kritisieren die Stärke der chemischen Substanz.

Der Österreicher kommt aus dem Raum, er schüttelt enttäuscht den Kopf. Die Frau, die hier im Koma liegt und die niemand kennt, ist nicht seine Bekannte. Wieder eine Hoffnung weniger. Wieder ist viel Zeit mit Warten und Bangen verstrichen. Als er das Krankenhaus verlässt, ruft ihm Olga „Alles Gute“ nach. Er wundert sich, warum sie weint. Wenig später erfährt er in der österreichischen Botschaft, dass Emilia Predova-Uzunov tot im Krankenhaus Nummer 13 gefunden wurde.

Juli 2004



Heldin der Hausarbeit

Von Dana Ritzmann

In Deutschland verfluchen wir unsere Nachbarn dafür, dass sie spätestens um fünf nach sieben zeternd vor der Tür stehen, weil wir gerade noch den letzten Nagel in die Wand geschlagen haben. Kennen Sie doch auch, Frau Zundel, von links oben. In Russland dagegen ist man schon dankbar, wenn der werkelnde Nachbar vor zehn Uhr abends anfängt zu bohren, damit er so gegen Mitternacht fertig wird, um dann noch mindestens 38 Minuten lang zu hämmern und zu klopfen. Da möchte man doch manchmal zur Frau Zundel werden, besonders wenn man schon den ganzen Tag lang im Büro beschallt wurde, weil unten drunter gerade alles „euro-remontiert“ wird.

Sie halten mich bestimmt für spießig. Ehrlich, ich mich auch. In den letzten Wochen hat mich nichts mehr beschäftigt als die Frage, wie ich denn nun mal meine Fenster geputzt bekomme. Dreckig waren die schon, als ich einzog, das war im Winter. Dann war Frühling, dann die ersten Sonnenstrahlen, dann wieder Regen, Blütenstaub, Regen, Großstadtdreck, Gewitterregen, fünf Sonnenstrahlen, Wolken – Sie kennen ja den

Moskauer Sommer. Doch setzte sich bei mir der Gedanke fest, dass ich die Sonne nur wegen dieses Grauschleiers auf der Scheibe verpassen könnte. Außerdem ist es nicht einfach, sich von gewissen Pflichten loszusagen, wenn man mit sonntäglichen Frühstückstischgesprächen über die Hausfrauenqualitäten von Frau Müller aufgewachsen ist: Das war nämlich so eine von Gegenüber, die die Gardinen wusch, ohne die Fenster zu putzen, oder umgekehrt. Ein Skandal.

Wer weiß, was meine Nachbarn so gedacht haben, zumindest nahmen sie regen Anteil an meiner Putzaktion – die pensionierten Soldaten im Treppenaufgang vis-à-vis und die gelangweilten Mütter auf dem Spielplatz unten drunter. Als sich die Zuschauerränge füllten, bemühte ich mich, auf jeden Fall eine gute Figur zu machen. Und tatsächlich kam ich mir vor wie damals beim Gerätereturnen: aufsitzen (in dem Fall aufs Fensterbrett), ausbalancieren, den Schemel zur Stütze zurechtrücken, noch mal ausbalancieren. Konzentration – halbe Drehung, den Teleskopstab mit Schwamm und Wischer ausfahren und nach links schwenken, nicht nach unten schauen, dahin tropft das Essigwasser, 15 Meter bestimmt. Das Sportprogramm

hatte ich auch gleich miterledigt. Fitnesszentrum ist nur was für Leute mit Putzfrau.

Oder ohne warmes Wasser. Für das Geschirr gibt es in Russland ein Spülmittel, das verspricht, auch bei kaltem Wasser zu wirken. So ein Duschgel hat noch keiner erfunden. All die Fas und Palmolives bleiben hartnäckig kleben, wenn man sich nur ein bisschen absuppelt mit der kalten Brühe, die Tag um Tag aus dem Hahn tröpfelt. Eine Unverschämtheit, schimpfte meine Vermieterin, eine Russin, die seit neun Monaten in Deutschland lebt und just in der Kaltwasserphase zu Besuch kam. Sie werde sich gleich morgen beschweren. Komisch, dachte ich, dabei heißt es doch immer, die Russen seien so leidensfähig und geduldig. Liegt offenbar nicht am Russischsein an sich als vielmehr an der Umgebung. Ich, eine in Moskau lebende Deutsche, hatte das kalte Wasser hingenommen, bibbernd zwar und immer mal wieder vor mich hin schimpfend, aber ich wusste, nach drei Wochen würde es ein Ende haben. Voller Stolz ließ ich mich also Walross nennen, wegen des Schnaubens in der Dusche. Da kann ich in Sachen Geräusche den Nachbarn endlich mal Konkurrenz machen.

Сентябрь 2007

«Очень хорошо снова быть дома»

Почему немецкая семья уехала из России, а потом вернулась обратно

Неподалеку от городка Маркс Миша и Алена Ридель сидят в своем домишке. Выглядывая из окна, они наблюдают за играющими перед домом детьми. Их взгляд теряется в степи, простирающейся далеко за горизонт. Они поднимают рюмки с водкой и чокаются. Выпьем и вперед. Их губы трогает улыбка.

Ян Бальстер

«Вызов был у нас в кармане уже в 1995-м, – рассказывает Алена. Однако решение начать новую жизнь в Германии должно было еще созреть». Ридели слышали много хорошего о жизни в Германии. Наконец, Шнайдеры, родители Алены и ее брат жили в Германии с 1994 года. Они часто звали Алену переехать с семьей.

Родители Алены сначала жили в общежитии в Кёльне. Там они окончили обязательные языковые курсы, а затем переехали в Дюссельдорф, а оттуда – в Дрезден. Там они, как сейчас говорят, хорошенько обосновались.

– Мой отец, – объясняет Алена, – тогда непременно хотел жить в Германии. Эта страна всем была знакома по книгам, журналам и слухам. Они знали, что было два немецких государства – капиталистическое и социалистическое. И по радио они узнали, что там многое было сделано за последние 17 лет для того, чтобы произошло воссоединение и что люди там теперь счастливы. «То, что в данном случае речь шла о капиталистической Германии, замалчивалось», – добавляет Миша.

– Моя мать работала в России воспитательницей детского сада, – рассказывает Алена. – Она любила свою работу и не хотела ее бросать. Но отец был уже на пенсии, и брат Алены рассказал ему, что пенсионерам в Германии живется особенно хорошо, – и мама согласилась. «Это еще то поколение, которое посту-



Фото: Ян Бальстер

пает так, как говорит мужчина», – объясняет Алена.

Алена Ридель родом из городка Маркс, бывшего Катариненштадта, некогда столицы поволжских немцев. Екатерина Великая пригласила их в XVIII веке в Россию. На Волгу приехали в основном бедные и задолжавшие люди, а также крестьяне и ремесленники с глубокими знаниями. Среди их привилегий в России были освобождение от военной службы и наделение землей. Тогда говорили в основном по-немецки, были немецкие школы и церкви. Но для последующих царей немцы с их привилегиями стали бельмом на глазу. Только при Ленине судьба им наконец улыбнулась. Была основана независимая автономная Республика немцев Поволжья. «За пределами узкого круга было запрещено гово-

В Дрездене Ридели жили на главной улице и поэтому почти не гуляли. После возвращения на Волгу, чувство страха и беспокойства ушло.

рять по-немецки», – рассказывает Миша.

– Но страха у нас не было, – добавляет Алена. – Русские все-таки наши друзья. Страх царил во времена больших сталинских чисток. После развала Советского Союза во время президентства Бориса Ельцина был принят закон, по которому российские немцы снова могли получить собственный район. «Тогда все изменилось, – считает Миша. – Тогда было много денег. Россия хотела сократить долги, и правительство Гельмута Коля заманивало нас в Германию радужными обещаниями».

– Плюсы и минусы нашего собственного переезда очень долго взвешивались, – рассказывает Миша. – Мы много спорили, прежде всего с моими тестем и тещей. «Воссоединение семьи» оказалось решающим фактором. Ридель собрали чемоданы, сдали в аренду дом и ступили на трап самолета, который их доставил «на золотой Запад». Миша смеется и наливает себе еще рюмку, предлагая водку и гостю. «В тот момент мы не могли и представить, что наше пребывание в Германии не продлится больше года».

В Германии Ридель сначала жили в общежитии в Хамме. Спустя два месяца они вчетвером въехали в квартиру площадью 52 квадратных метра. Подъемные в размере 320 евро на человека казались огромной суммой. «Нам возместили даже проезд из нашей деревни в России», – рассказывает Алена. Даже шестимесячные языковые курсы, которые семья окончила с трудом, были оплачены. И только потом начались сложности. Аленыны поиски работы продвигались очень тяжело. «Мне предлагали место воспитательницы», – рассказывает Алена. Но переквалификация тогда означала для нее шаг назад по социальной лестнице: в России она зарабатывала деньги, работая учительницей, что ей очень нравилось.

– В Германии было очень много запретов, – говорит Алена сегодня. – Там едва ли есть любовь, там – только работа. Днем дети не могут выспаться в яслях, их будят, потому что пришло время. Некоторые дети днем остаются голодными, потому что их родители не заплатили за обед. «За все нужно платить», – добавляет ее муж. Для семьи это было в тягость, все время кого-то просить о помощи. Повседневные вопросы становились проблемой: как найти юриста? где можно перевести формуляр на русский язык? в какую школу отправить учиться детей? Какое финансовое ведомство занимается нами? и прежде всего – сколько все это стоит?

– Мы должны были начинать все с нуля, – говорит Миша и наливает еще водки. Особенно тяжело семье удавалось завязывать новые контакты. В русской деревне, где все друг друга знают, таких проблем никогда не было. Там не нужно было заранее договариваться, чтобы прийти к соседям на чай. «В Германии мы были жутко одиноки, – подтверждает Алена, – особенно тогда, когда у нас появилась собственная квар-



Фото: Ян Бальстер

тира». Спустя полгода с момента приезда в Германию Ридель переехали к родителям в Дрезден. Но в тот момент решение вернуться в Россию уже было принято. «В Германии мы не могли быть самостоятельными», – объясняет Миша. Отец семейства владел собственным крестьянским подворьем и животным неподалеку от Маркса. Возиться с животными для него было истинным

Переехав из русской деревни в немецкий город, мы были жутко одиноки.

удовольствием, в Германии же он не мог найти себе работу. «При этом он брался за все, – включается в разговор Алена. – Это постоянное ничего не делание подвигало Мишу действовать».

– Я сильно боялась за него, – подтверждает Алена. Миша хотел только в Россию. Алена, напротив, могла еще долго выдержать в Германии. Но и оба ребенка были там несчастны. В Дрездене, как и в Хамме, Ридель жили на главной улице и поэтому редко выходили. Старший сын Георгий стал особенно нервным. «Когда мы вновь стали жить на Волге, беспокойство как ветром сдуло, – улыбается Алена. – Они вновь обрели своих друзей и невероятно счастливы».

В России Миша вернулся к любимому делу.

Когда их спрашивают о том, что им понравилось в Германии, Алена рассказывает о самостоятельности и независимости женщин, но подчеркивает также неуверенность в себе. Сегодня в деревне ей не хватает стиральной машины и центрального теплоснабжения. Жить в России бывает порой непросто. Женщине приходится заботиться о многом: следить за детьми, вести домашнее хозяйство, ухаживать за скотом. Но у Алены не осталось стереотипного представления, свойственного многим российским немцам. «Даже если жизнь в Германии и комфортна, жареные курицы там сами в рот не влетают». Из-за плохого знания языка иностранцам бывает трудно найти работу.

Ридель сегодня рады снова жить в России. Спокойно течет Волга. День за днем Миша выводит своих коров на бескрайнее поле. «Я делаю это каждый день, – светясь от счастья, рассказывает крестьянин и щелкает животное по носу. – Всю свою жизнь я стою в навозе». Алена тоже смогла снова устроиться в школу. У Ридель есть машина, и раз в год они ездят в отпуск на Алтай. «Что нам принесет будущее, и что будет с Россией, я не знаю, – говорит Миша. – Но пока у нас есть силы и голова на плечах, мы будем жить здесь. Очень хорошо снова быть дома».

Juni 2004

Wo Hammer und Sichel nicht rosten wollen

Die moldawische Teilrepublik Transnistrien führt ein bizarres Eigenleben als Museum der Sowjetunion

Von Peter Koller

Es ist düster im „Museums der Tragödie von Bendery“. Dunkle Rottöne überwiegen, dazwischen prangt ein mächtiger goldener Sowjetstern mit Hammer und Sichel. Die Ausstellung handelt von dem kurzen, aber heftigen Bürgerkrieg des Jahres 1992. Die Museumswärterinnen erinnern sich: „Es war schrecklich, plötzlich wurde geschossen, die halbe Stadt brannte. Man gönnte uns die Unabhängigkeit nicht, dabei wollten wir doch nur in Frieden leben. Aber die moldawischen Nationalisten ließen uns nicht in Ruhe. Man zwang uns das lateinische Alphabet auf. Schließlich griffen sie uns an, unterstützt von Heckenschützen aus dem Baltikum.“ Und immer wieder: „Es war schrecklich!“

Entsprechend Mitleid erregend sind die Fotos an den Wänden und in der vor Ort erhältlichen Broschüre: eine zertrümmerte Gitarre, eine Katze in einer zerstörten Wohnung, aber auch zu Hilfe gekommene Donkosaken, in heldenhafter Pose, bis an die Zähne bewaffnet und vor einer Sowjetflagge posierend. Dazwischen immer wieder Bilder von Toten und Verwundenen. Transnistrien, der abtrünnige Osten der einstigen Sowjetrepublik Moldawien, wie es sich selber sieht und nach außen hin darstellt: eine russisch dominierte Insel des Sowjetsozialismus inmitten eines Meeres missgünstiger, dem internationalen Kapitalismus anheim gefallener Staaten.

Nur 60 Kilometer von der moldawischen Hauptstadt Chisinau liegt Bendery, auf moldawisch „Tighina“. Wer sich der Stadt von Westen nähert, erreicht hinter einer Kurve recht unerwartet die Grenze der „Pridnjestrowskaja Moldawskaja Respublika (PMR)“, wie Transnistrien hier offiziell genannt wird. Alles wirkt sehr einfach, geradezu schäbig. Ein provisorischer Schlagbaum und einige Baracken, dazwischen Soldaten in merkwürdig anmutenden Uniformen oder Tarnanzügen, auf den Mützen prangen Sowjetsterne. Sieben Lei-

etwa 50 Cent, sind als Einlassgebühr zu bezahlen – selbst von Moldawiern.

Auf den ersten Blick wirkt Bendery wie eine gewöhnliche postsowjetische Stadt, wie es sie auch in Russland oder der Ukraine geben könnte. Plattenbauten dominieren die Stadtränder, der öffentliche Nahverkehr besteht aus altertümlichen Trolleybussen. Auffällig sind die zahllosen Spruchbanner: „Die PMR – unser Stolz“ steht da zu lesen, oder: „Frieden und Fortschritt sind Menschenrechte“. Wer die Botschaften aufgehängt hat, ist leicht zu erkennen. „Unsere Kraft liegt in der Einheit“ heißt es auf einem der Spruchbänder, und von da aus ist der Weg zur Einheitspartei „Jedinstwo“ nicht mehr weit.

Heute wirkt das Zentrum von Bendery friedlich, nahezu idyllisch, aber auch seltsam menschenleer.

Um das Schicksal dieses kleinen Landes zu begreifen, hilft ein Blick in die Geschichte. Der größte Teil des heutigen Moldawiens, das westlich des Flusses Dnjestr gelegene Bessarabien, gehörte seit 1918 zu Rumänien. Östlich des Dnjestr wurde in den 20er Jahren die Autonome Moldawische Sowjetrepublik gegründet, auf dem Territorium der Ukraine, obwohl die moldawische Volksgruppe hier lediglich eine Minderheit stellte. Nach dem Zweiten Weltkrieg fiel dann auch das vormals rumänische Bessarabien der Sowjetunion zu und wurde der Moldawischen Sowjetrepublik angegliedert, die sich nun auf beiden Seiten des Dnjestr erstreckte.

Die überwiegend slawische Bevölkerung östlich des Flusses hatte jedoch bereits zu Sowjetzeiten wenig mit dem rumänischsprachigen Moldawien auf der Westseite gemein. Es folgte eine mit eiserner Hand durchgeführte Russifizierungs-Politik in den ehemals rumänischen Landesteilen,

verbunden mit zahlreichen Deportationen und Todesopfern. Alle Schlüsselpositionen wurden von Russen besetzt, die rumänische Sprache musste fortan in kyrillischer Schrift geschrieben werden. Erst mit Gorbatschows Perestrojka wurde auch die lateinische Schrift wieder eingeführt.

Als im Zuge des Zerfalls der Sowjetunion eine Angliederung des mittlerweile selbstständigen Moldawiens an Rumänien diskutiert wurde, erklärte sich der russisch dominierte Ostteil für unabhängig und rief die Republik Transnistrien aus. Die Situation eskalierte im Jahre 1992 mit dem Bürgerkrieg und über 500 Toten. Erst durch das Eingreifen russischer Streitkräfte unter General Alexander Lebed konnten die Unruhen beendet werden.

Von Beginn an herrschte in Transnistrien die alte kommunistische Elite. Eine nennenswerte Opposition zur Einheitspartei Jedinstwo existiert nicht, die Pressefreiheit ist stark eingeschränkt. Dem Geheimdienst kommt eine unrühmliche Schlüsselstellung zu. Der Abzug der russischen Truppen wird immer wieder verschoben.

Heute wirkt das Zentrum von Bendery friedlich, nahezu idyllisch, jedoch auch seltsam menschenleer, als sei die erst vor kurzem aufgehobene nächtliche Ausgangssperre immer noch ihre Kraft. Das gastronomische Angebot ist gering, der Autoverkehr ist spärlich, und selbst auf dem Markt herrscht bei weitem nicht das für andere GUS-Staaten so typische Gedränge. Alle Geschäfte sind verpflichtet, als Zahlungsmittel ausschließlich den transnistrischen Rubel zu akzeptieren.

Touristen sind die Ausnahme, obwohl es in Bendery einiges zu sehen gibt. Eine mittelalterliche Burgruine am Ufer des Flusses ist von den Wällen einer Festungsanlage aus türkischer Zeit umgeben. Aus dem 19. Jahrhundert stammen eine imposante Kathedrale sowie ein geschlossen erhaltenes Altbauviertel. Auch die Strände und Uferzonen rund um die einstmals heftig umkämpfte Dnjestr-Brücke wirken



idyllisch und dienen der einheimischen Bevölkerung als Freibad.

Unweit jedoch steht ein pompöses Mahnmal für die Opfer des Bürgerkrieges, mit Panzer und ewiger Flamme. Und angesichts der an der Brückenauffahrt postierten russischen Soldaten erscheint für ausländische Reisende nach wie vor die abendliche Rückkehr nach Moldawien oder eine Weiterfahrt in die Ukraine angebracht. Die dabei erforderlichen Grenzüberquerungen jedoch verlaufen mitunter auch nicht ganz unproblematisch: So wurden dem Autor innerhalb eines Tages gleich zweimal fingierte Visa-Verstöße zur Last gelegt, einmal an der moldawischen Westgrenze und dann noch einmal an der ukrainischen Ostgrenze. Beides ließ sich nach einigem Feilschen zum „Freundschaftspreis“ regeln – ohne Quittung, versteht sich.

Wie hatte doch die Museumsmitarbeiterin tags zuvor gesagt: Sie hoffe vor allem auf die internationale Anerkennung Transnistriens. Schließlich sei doch hier alles in bester Ordnung – friedlich, demokratisch und rechtsstaatlich.

Fragwürdig

In der Moskauer Hauptpost, Dialog zwischen Kunde und Schalterdame:

– **Entschuldigung, sagen Sie bitte, wie lange braucht wohl ein Brief nach Weißrussland?**

– Keine Ahnung, einen Monat vielleicht.

– **Wie bitte? Der Zug dorthin fährt abends los und ist morgens da!**

– Junger Mann, Sie glauben doch nicht, dass wegen Ihres Briefes extra eine Lieferung fertig gemacht wird? Na also!

– **Ein Monat ist in der heutigen Welt eine Ewigkeit ...**

– Wenn Sie sich beschweren wollen, dann nicht bei mir, sondern beim Ministerium.

– **Ich will mich ja gar nicht beschweren, sondern nur erklärt bekommen, warum es so lange dauert, einen Brief zuzustellen. Wie wär's mit Luftpost?**

– Auf die geringe Entfernung? Das dauert noch länger.

April 2006

Hurra, wir fahren aufs Land!

Die Datscha, der Landsitz der Großstadtrussen

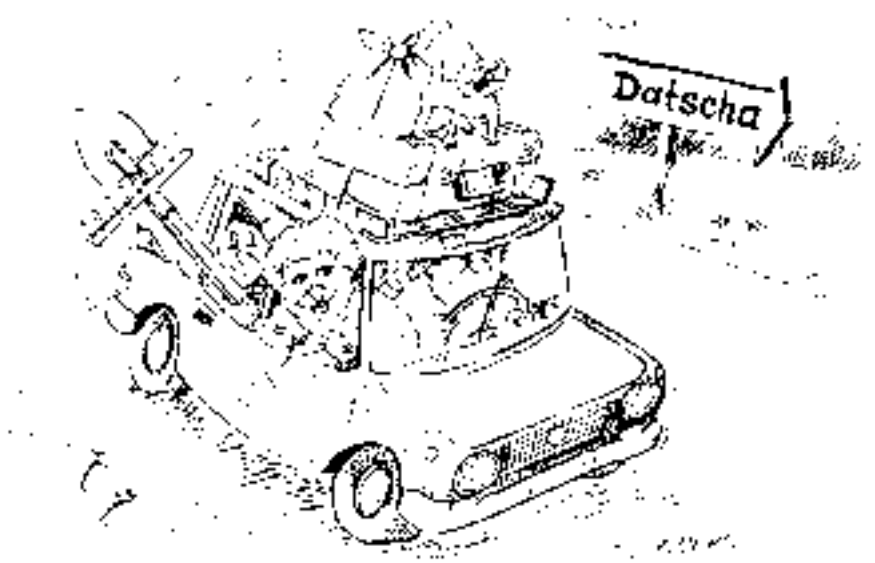
Von Sepp Höltschl

Am Freitag geht es los. Nach der Arbeit gleich heimfahren und einpacken: Lebensmittel, ausrangierte Möbel, Kind, Hund, Oma, Tomatensetzlinge, den alten PVC-Belag aus der Küche, weil man sich einen neuen geleistet hat. Um halb sechs stehen wir endlich mit dem überladenen Lada auf dem Moskauer Autobahnring im Stau. Im Schritt-Tempo geht's vorwärts. Hurra, wir fahren aufs Land!

Freitagabend fährt halb Moskau aufs Land, auf die „Datscha“. Die Datscha kann kurz vor der Stadt sein, oder bis zu 200 Kilometer außerhalb. Je weiter weg, umso weniger dicht ist der Verkehr. Irgendwann, vielleicht erst nach Mitternacht, ist es geschafft. Wir sind angekommen. Ausladen, die Knochen strecken, vielleicht einen Schluck trinken und sich von den ersten Komary, den Mücken, zerstechen lassen. Den Lada entlasten und ins Bett fallen. Das Wochenende kann beginnen.

Alles, was auf dem Lande und bewohnbar ist, überwiegend nur am Wochenende und in den Ferien benutzt wird, kann als Datscha bezeichnet werden. Die Datscha hat auf jeden Fall einen Garten und kann sehr unterschiedlich aussehen. Mancher Neureiche hat seine Datscha schon zu einer Mischung aus Palast und Bunker umgebaut. Diese Ex-Datscha nennt sich jetzt Cottage, denn ein bisschen Englisch liebt der neureiche Russe.

Die Durchschnittsdatscha ist ganz oder teilweise aus Holz und hat die sanitären Einrichtungen in einem Extragebäude, gewöhnlich ohne Herz in der Tür – dem klassischen Plumpsklo. Die Inneneinrichtung besteht meistens aus dem, was in der Stadtwohnung ausrangiert wurde. Am wichtigsten ist der Garten, denn nur hier hat man die Möglichkeit, auch mal draußen zu essen. Jeder richtet seinen Garten natürlich nach seinem Geschmack ein, überwiegend werden allerdings Gemüsegärten angelegt, um das Haushaltsbudget zu entlasten, was für viele wichtig und notwendig ist. Dies



bedeutet natürlich auch, dass die Datscha nicht nur zum Erholen und Faulenzen da ist, etwas Erholung braucht aber jeder Mensch, und die ist im Grünen angenehmer. Nationalsportarten sind: Pilze suchen, Kartoffeln stecken, Gemüse anbauen, Beeren sammeln, Äpfel ernten.

An so einer Datscha wird auch fast immer ein bisschen umgebaut, angebaut oder ausgebessert. Man verbindet eben das Angenehme mit dem Nützlichen. Danach wird mit Stolz jedem Gast erzählt, dass die Marmelade aus den eigenen Himbeeren ist, die Pilze selbst gesammelt sind und die Kartoffeln eigenhändig angebaut und geerntet wurden.

Eine wunderschöne Datscha wurde uns von Freunden kürzlich zur Verfügung gestellt: 60 Kilometer nördlich von Moskau, was wenigstens eineinhalb Stunden Autofahrt bedeutet, liegt sie in einem riesigen Waldgrundstück. Die eigentliche Datscha ist ein uriges Blockhaus mit einem gemauerten Kamin in der Mitte. Man kommt sich vor wie in einer Erzählung von Jack London. Der Besitzer, ein

Geologe, hat das Haus selbst gebaut. Ich fürchte zwar ständig, dass die Toilette irgendwann unter meiner Last einbricht, aber ansonsten ist es herrlich. Für unsere Kinder ist es das Paradies. Die Datscha wurde „Räuberhaus“ getauft, und jedes Essen wird im Kessel auf dem Lagerfeuer gekocht. Übernachten möchten wir dort nicht, denn dann wären wir am nächsten Morgen von den Mücken zerstoßen, und der Obdachlose, der dort über den Dachboden zum Schlafen einsteigt, wüsste sonst nicht, wohin. Auf der Datscha ist Individualität erlaubt, in der Stadt ist der Bürger nur Bestandteil der Masse. Die Datscha bedeutet Freiheit! Für dieses bisschen Freiheit nimmt er vieles in Kauf. Eine Datscha, die zur reinen Freizeitgestaltung eingerichtet ist, ist nur schwer zu finden. Rasen, Gartenmöbel, Hollywoodschaukel habe ich noch nicht entdeckt.

Der Rückweg wird wieder zur Geduldprobe, im Stau und stellenweise in Schrittgeschwindigkeit. Montag früh geht es dann wieder an die Arbeit, bis am Freitagabend das Auto aufs Neue beladen wird.

Ностальгия по-немецки

Музеи, посвященные истории ГДР, стали в Берлине объектом паломничества туристов. История недавнего прошлого притягивает внимание все большего количества людей, приезжающих в столицу Германии. Давно уже работает музей Берлинской стены, расположившийся на Фридрихштрассе у, пожалуй, самого знаменитого пограничного перехода «Чек Пойнт Чарли». Он открыт до десяти вечера и поток посетителей туда не ослабевает.

Игорь Храмов

У входа гостей встречает мемориальная доска с дома Леонида Брежнева на Кутузовском проспекте Москвы, внутри – большая бронзовая скульптура Мстислава Ростроповича, а рядом демонстрируются кадры, на которых великий музыкант исполняет произведение Баха, сидя у подножия Стены, которая перестала быть границей между Востоком и Западом за 40 часов до этого исторического события. В недрах музея посетитель знакомится с воздушными шарами и подводными лодками, на которых находчивые товарищи пытались покинуть соцлагерь, с тайниками в багажниках машин, с историей постройки Берлинской стены и налетов «изюмовых бомбардировщиков» (так называли в Западной Берлине самолеты, доставлявшие гуманитарную помощь из ФРГ в период блокады).

Не менее посещаемая и выставка комитета по работе с актами штази – бывшего министерства государственной безопасности ГДР.

«Жучки», которые устанавливали в квартирах и кабинетах для «прослушки», «глушилки» для подавления сигнала «вражеских радиостанций», шифроблокноты, хитроумные тайники, стреляющие ручки, подлинники докладные записки о наблюдении за перемещениями и разговорами «объектов» с предусмотрительно заретушированными именами и фамилиями – весь этот шпионский арсенал потрясает воображение и тех, кто был знаком с этой стороной жизни в ГДР, где чуть ли не все население числилось в неофициальных сотрудниках штази, и тех, для кого в силу юного возраста или



Фото: Игорь Храмов

иностранного происхождения все представленное на выставке – лишь факт истории.

Неудивительно, что и открывшийся не так давно у подножия величественного берлинского собора Музей ГДР уже номинирован на премию «Лучший европейский музей 2008 года». Расположившаяся на 400 квадратных метрах экспозиция исключительно интерактивна. И весьма далека от политики – в отличие от музея Стены или выставки штази. Здесь практически нет витрин – посетитель пересматривает гардероб жителя ГДР, висящий в шифоньере, листает книги, стоящие на полке в жилой комнате, может заглянуть в ящик кухонного стола, порыться в предметах ушедшей эпохи, или же откинуться в кресле и посмотреть по телевизору новости из ГДР и ФРГ попеременно – именно так, как делали тогда все: сначала послушать «Актуальную камеру» и сразу же узнать, что говорят о тех же самых событиях телеканалы на Западе.

Тут можно покататься на знаменитом «Трабанте» – «картонке на колесах», как любя называли это чудо техники гэдэровские жители.

В залах музея – в поисках ушедшей эпохи.

Если такие музеи у самих жителей бывшей ГДР пробуждают ностальгические чувства, то небольшой магазинчик, расположившийся метрах в ста от Музея ГДР, свидетельствует о том, как восточные немцы боролись за право на ностальгию и победили. Зеленый спешащий человечек в шляпе и точно такой же, только красный, стоящий раскинув руки, – творение жителя Берлина Карла Пегау, с 1961 года несколько десятилетий подмигивал пешеходам со столичных светофоров ГДР. После объединения Германии его должен был сменить западный «коллега». Лишь массовые протесты и даже демонстрации берлинцев позволили отстоять крупницу своей, восточногерманской истории. Теперь человечек со светофора – один из истинно берлинских сувениров – красуется на шарфиках и футболках, кружках и брелоках и даже в человеческий рост – перед самим магазином. Вот такая она – разная и трогательная – ностальгия по-немецки.

Возвращение «Воина-освободителя»

7 мая после семи месяцев реставрационных работ в мемориальном комплексе Трептов-парка в Берлине вновь установлен памятник советскому солдату с немецкой девочкой на руках.

Евгения Кузнецова

Демонтаж памятника в октябре минувшего года дал повод для сообщений сенсационного и даже провокационного характера в германских СМИ. Однако волнения были напрасными. Воина-освободителя «госпитализировали» лишь на время.

Солдат со спасенной немецкой девочкой на руках – центральная фигура мемориала в Трептов-парке была создана по замыслу скульптора Евгения Вучетича в 1949 году. Идеей послужила реальная история о подвиге знаменосца 220-го Гвардейского Запорожского полка Николая Масалова, уроженца кузбасского поселка Тяжина, который во время битвы за Берлин в 1945 году вынес из-под огня немецкую девочку. В целом, по подсчетам историков, при штурме Берлина советскими солдатами были спасены более 170-ти немецких детей.

После войны Вучетич, являющийся также автором скульптуры «Родина-мать», установленной в Волгограде на Мамаевом кургане, разрабатывает проект памятника «Воину-освободителю». Атрибутами героя стали меч и плащ-палатка. На руках солдат должен держать ребенка. Это символизировало победу на фашизмом, спасенную жизнь и торжество добра.

Однако со дня открытия 8 мая 1949 года ни памятник, ни мемориал ни разу не подвергались реконструкции. Согласно советско-германскому договору от 1990 года, германская сторона взяла на себя обязательства по уходу за советскими памятниками и военными захоронениями на территории Германии. Сразу же началась реставрация мемориала в Трептов-парке и... растянулась на долгие годы. Причиной многолетнего бездействия властей ФРГ стал длительный спор между федеральным прави-

тельством и землей Берлин о том, кто должен нести расходы в 25 млн. евро по уходу за захоронениями советских солдат в трех районах Берлина – Тиргартене, Панкове и Трептов-парке. Причем, на последний планировалось потратить 14,5 млн. В конечном итоге подавляющую часть средств на ремонт согласилось выделить Правительство ФРГ.

«Госпитализация» только одного «Воина-освободителя» обошлась почти в 1,5 млн. евро. Меж тем, если бы 40-тонная фигура и дальше осталась без ремонта, она могла бы просто упасть. За 40 лет металл значительно устал. Сильной коррозии подверглись 1300 болтов, с помощью которых были скреплены 44 составных части фигуры. Потому при демонтаже их пришлось не отвинчивать, а срывать. Значительно разрушилось и бетонное основание памятника, отчего 12-метровая скульптура при сильном ветре уже качалась.

В октябре памятник разобрали на 35 отдельных частей и отправили на остров Рюген, где и проводились реставрационные работы. За время капитального ремонта каждый фрагмент скульптуры был обработан окисью меди и покрыт защитным слоем на основе воска. Кроме того, был создан специальный металлический «корсет», который поместили внутрь фигуры и скрепили винтами с наружными частями.

В начале мая состоявшийся ранее из семи, а ныне из трех, примерно одинаковых по весу (10–15 тонн) и длине (3,5 метра) частей памятник по каналам Шпрее вернулся на свое прежнее место.

Пережив и создателя, и прототипа «Воин-освободитель» вновь возвышается над братскими могилами Трептов-парка, где захоронено 5 тысяч советских солдат.



Фото: Е. Кузнецова

8 мая исполнилось 55 лет со дня установки памятника «Воину-освободителю». Накануне состоялось его «второе рождение».

Das sind wir

Die Redaktion der MDZ in Wort und Bild

Chefredakteur Jochen Stappenbeck (seit 2007 bei der MDZ): Philologe. In Berlin Übersetzer und Dolmetscher für Russisch, Polnisch, Französisch und Italienisch. Freier Journalist. In Moskau Chefredakteur des russischen Romanhefte-Verlags „Amadeus Publishing“.

Hannah Beitzer (seit 2008): Diplom-Kulturwirtin mit Schwerpunkt Russland. Praktikum bei der „St. Petersburgischen Zeitung“ und der „Süddeutschen Zeitung“, danach freie Autorin bei „SZ Primetime“.

Larissa Chudikowa (seit 1998): Studierte Journalistik an der St. Petersburger Staatsuniversität. Arbeitete im Pressezentrum des Smolny, der Petersburger Stadtverwaltung. Redakteurin im St. Petersburger Verlagshaus „Chance“.

Tino Künzel (seit 2004): Volontariat bei der DDR-Nachrichtenagentur ADN in Potsdam, 1987 vom Journalistikstudium in Leipzig relegiert. Danach Beifahrer in der Konsum-Bäckerei in Chemnitz, Datenerfasser beim VEB Spinn- und Zwirnerema-

schinenbau in Chemnitz. Ab 1991 Redakteur der „Chemnitzer Morgenpost“.

Olga Silantjewa (seit 2008): Promovierte in Paris zur Philologin. Sechs Jahre Projektmanagerin beim Jugendring der Russlanddeutschen. Zuletzt Chefredakteurin der hauseigenen Jugendzeitschrift „WarumDarum“.

Anne Wäschle (seit 2008): Medienwissenschaftlerin. PR-Beraterin in Hamburger und Berliner Unternehmen. Hospitantin beim ZDF. Praktikum beim DAAD in Moskau.

Das ist aus uns geworden

Ehemalige Redakteure der MDZ und was sie heute machen

Oliver Bilger (2007 bis 2008): Volontär bei der Süddeutschen Zeitung.

Ulrike Butmaloiu (2002): wissenschaftliche Mitarbeiterin am Journalisten-Kolleg des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der FU Berlin, betreut dort das Programm „Journalisten International“.

Carmen Eller (2005 bis 2007): freie Journalistin in Moskau.

Alexander Heinrich (2007 bis 2008 bei der MDZ): Redakteur bei „Blickpunkt Bundestag“ in Berlin.

Katja Gubernatorowa (2007 bis 2008): Journalistikstudentin am Freien Russisch-Deutschen Institut für Publizistik der MGU.

Hartmut Hübner (1999 bis 2000): Wirtschaftsredakteur bei der Internetzeitung russland.RU.

Wolfgang Kehl (1998 bis 2000): Abteilungsleiter für Projektinformationen bei SOS-Kinderdörfer weltweit in München.

Ludmilla Kolina (2001 bis 2002): Leitende Beraterin in einer Unterbehörde des Russischen Außenministeriums.

Renata Kossenko (2006): Umweltredakteurin der Moskauer Jugendzeitung „Akzija“. Assistierte bei Filmproduktionen.

Jens Mühling (2003 bis 2005): Redakteur und Reporter beim Berliner „Tagespiegel“.

Oleg Nikiforow (2002 bis 2006): Chefredakteur der Energie-Beilage der „Nesawissimaja Gaseta“.

Michael Podwigin (1998 bis 2006): zuletzt Redakteur der Energie-Beilage der „Nesawissimaja Gaseta“, gegenwärtig freiberuflicher Übersetzer.

Diana Püplichhuysen (2006): Hat für das Berliner Deutsch-Russische Forum und die AHK in Russland das Internetportal Regionen.Ru aufgebaut. Freie Journalistin. Gegenwärtig in Elternzeit.

Jelena Ratschewjewa (2001 bis 2003): Buchautorin. Von ihr erschienen „Die großen französischen Maler“ und „Schätze europäischer Museen“.

Dana Ritzmann (2003 bis 2005): Projektkoordinatorin am Goethe-Institut in Moskau.

Darja Samssonowa (2002 bis 2005): Pressesprecherin beim Burda-Verlag in Moskau.

Gerit Schulze (2000 bis 2003): Marktbeobachter der Bundesagentur für Außenwirtschaft (bfai) in Moskau.

Oleg Sewergin (2003 bis 2004): Kommentator für internationale Fragen beim Radiosender „Stimme Russlands“.

Elena Solominski (2006 bis 2007): Russland-Repräsentantin des Düsseldorfer Messe- und Event-Unternehmens TEST GmbH.

Igor Trutanow (1999 bis 2001): Autor, Englisch- und Deutschlehrer in Toronto, Kanada.

Christian Weisflog (2005 bis 2007): freier Journalist in Moskau.

Veronika Wengert (2001 bis 2005): freiberufliche Korrespondentin in Zagreb, Kroatien.

Tobias Zihn (2005 bis 2006): Redakteur bei der deutschen Kommunikationsberatung ergo Kommunikation.

„Echte Hauptstadtzeitung“

Leserstimmen zur Moskauer Deutschen Zeitung

Rudolf Adam

Gesandter, Deutsche Botschaft Moskau

Die Moskauer Deutsche Zeitung ist in den zehn Jahren seit ihrem Wiedererscheinen 1998 zu einer respektierten und einflussreichen Institution in der Moskauer Medienlandschaft geworden. In kaum einer anderen deutschsprachigen Zeitung finden sich so viele analytische Beiträge über Russland und die Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Aber auch dem Leben auf dem „Planeten Moskau“ räumt sie großen Platz ein, wie es sich eben für eine echte Hauptstadtzeitung gehört.

Zwei Dinge möchte ich an dieser Stelle besonders hervorheben: Mit der Förderung junger Journalisten aus Deutschland, die in Russland Erfahrungen sammeln, übernimmt die Redaktion der MDZ eine besonders wichtige Aufgabe. Sie gibt der jungen Generation und den Journalisten der Zukunft im deutsch-russischen Verhältnis eine Chance, sich weiterzuentwickeln. Deutschland und Russland brauchen engagierte und versierte Köpfe, die das eigene Land der Öffentlichkeit des anderen Landes nahe bringen können. Und: Dass die MDZ auf Deutsch und Russisch erscheint, macht sie zu einem Herold der deutschen Sprache in Russland, dem Land der meisten Deutschlernenden weltweit. Nur durch eine fundierte Berichterstattung können Vorurteile ab- und kann gegenseitiges Verständnis aufgebaut und vertieft werden. Eine solche qualitätsvolle Berichterstattung zeichnet die Moskauer Deutsche Zeitung aus.

Ich wünsche der MDZ, ihrer Redaktion und allen Mitarbeitern zum 10-jährigen Jubiläum eine solide Zirkulation, weite Beachtung und wachsende Erfolge!

Alexandra Domann

Eckold AG, Trimmis/Schweiz

Wir haben viele geschäftliche Verbindungen nach Russland. Ein Geschäftspartner hat uns eine Ausgabe der „Moskauer Deutsche Zeitung“ mitgebracht, die wir sehr interessant finden.

Wolfgang Moebius

Dobra (per E-Mail)

Ein guter Bekannter hat mich auf Ihre Webseite hingewiesen. Fazit: super! Zeitnah und sachlich, unparteilich und menschlich. Ich werde Sie weiterempfehlen und mich selbst regelmäßig informieren – als Gegenpol zur hiesigen Presse.

Helmut Schmid

Sc-Techno GmbH, Illingen

Seit vielen Jahren bauen wir in Russland ökologische Anlagen im Wasserbereich. Mehr oder weniger durch Zufall bekommen wir teilweise im Flugzeug oder auf dem Flughafen Ihre Zeitung in die Hand. Wir lesen diese Zeitung sehr gern.

Peer Eftimov

Moskauer Unternehmer

Ich kenne die MDZ seit vielen Jahren. Sie hat einen anderen Blickwinkel auf Ereignisse in Politik und Wirtschaft als die Medien in Russland. Da ich mit meiner Familie hier lebe, ist mir das wichtig.

Alexander Melikyan

000 Stauff, Moskau

Ich habe sechs Jahre in Deutschland gelebt, einiges von der deutschen Mentalität und Denkweise übernommen. Mein Deutsch möchte ich nicht nur nicht verlieren, sondern auch verbessern. Da kommt mir die MDZ sehr gelegen. Für mich bringt Ihre Zeitung frischen Wind in die hiesige Medienlandschaft, sie hat eine andere Sichtweise als örtliche Zeitungen. Da ich in Moskau wohne, interessiert mich auch, was in der Stadt passiert. Dazu hat die MDZ ebenfalls gute Berichte, nicht zuletzt in der Rubrik „Leben in Moskau“.

Praktikant Johannes Aumüller resümiert seine Zeit bei der MDZ:

Es gibt da ja diese Klischees. Der Praktikant und das Kaffeekochen, der Praktikant und das Kopieren, der Praktikant und das Blumengießen. Während meiner Monate bei der Moskauer Deutschen Zeitung lernte ich: Wenn es eine Zeitung gibt, die diese Klischees nicht nur nicht erfüllt, sondern Praktikanten sogar das komplette Gegenteil bietet, dann ist das die MDZ.

„Ja, dann schreib doch mal darüber eine Analyse“, lautete einer der ersten Aufträge. Eine Analyse – nicht etwa über den ersten Auftritt des neuen Knabenchors der russischen Hauptstadt. Sondern über ein Treffen in Moskau, an dem Wladimir Putin, Angela Merkel und ein Hund namens Koni teilnahmen. Gut, ich hatte vorher schon als freier Mitarbeiter für die MDZ gearbeitet und schon

in meiner Heimatstadt Trier viel für die Sportredaktion gearbeitet; man wusste also, dass ich meine Gedanken halbwegs geradeaus zu Papier bringen kann. Aber zwischen einem Bericht über das Spiel zwischen Eintracht Trier und dem 1. FC Saarbrücken einerseits und einem Bericht über ein Treffen zwischen Putin und Merkel andererseits ist doch ein klitzekleiner Unterschied.

Bei der Frankfurter Allgemeinen dürfen so etwas noch nicht einmal normale Redakteure tun, sondern nur ausgewählte Edelfedern. Aber die MDZ ist eben keine normale Zeitung, und das ist es, was die Arbeit als Praktikant – und sicher erst recht als Redakteur – dort so interessant macht. Denn spannend wie der erste Auftrag waren auch die folgenden. Heute Politik, morgen Sport,

übermorgen ein Kurzbeitrag über einen der angesagtesten Klubs des aufregenden Moskauer Nachtlebens. Immer stand etwas Besonderes an. Über den Flurfunk war zu hören, dass es mancher Praktikant sogar bis nach Sibirien geschafft hat. Und wer in seiner Praktikanten-Mappe auf solche Beiträge verweisen kann, wie man sie bei der MDZ schreiben kann – der hat es anschließend auch leichter, eine Zeitungsredaktion in Deutschland von sich zu überzeugen.

P. S.: Gibt es in der Redaktion überhaupt eine Kaffeemaschine?

Johannes Aumüller, 24, war von April 2006 bis März 2007 freier Mitarbeiter und Praktikant bei der Moskauer Deutschen Zeitung. Heute arbeitet er als Pauschalist in der Sportredaktion von www.sueddeutsche.de.